

Kritik und Antikritik

zu dem Buch von

Klaus Müller (2024): Steile Pfade, lichte Höhen. Marxistische Wirtschaftstheorie im 21. Jahrhundert

„Es wird Zeit, dass das Geld abgeschafft wird!“ (Klaus Müller)

Wenige Monate vor seinem Tod am 3. März 2026 trat ich mit Klaus Müller in einen schriftlichen Austausch über zentrale Argumente seines Buches „Steile Pfade, lichte Höhen. Marxistische Wirtschaftstheorie im 21. Jahrhundert“. Unsere Korrespondenz war vor allem fachlicher Natur; sie beruhte auf gegenseitiger Anerkennung der jeweiligen wissenschaftlichen Arbeit und auf dem gemeinsamen Interesse, die Kritik an der Marxschen Theorie mit begrifflicher Sorgfalt zu prüfen und gegebenenfalls zurückzuweisen. Im Mittelpunkt standen Fragen der Wert- und Geldtheorie, die Müller in seinem Buch ausführlich thematisiert. Trotz einiger Differenzen teilten wir die Überzeugung, dass der von der monetären Wertauffassung erhobene Vorwurf einer Inkonsistenz und einer Ambivalenz der Marxschen Werttheorie auf Irrtümern und auf erheblichen Fehldeutungen beruht.

Die folgende Dokumentation gibt unseren Email-Verkehr wieder. Sie soll weniger als persönliches Erinnerungsstück dienen, sondern als Beitrag zur theoretischen Diskussion, in der Müller bis zuletzt um Klarheit bemüht war und eine eigenständige und pointierte Position vertrat.

Unsere Diskussion setzte am 02. Oktober 2025 mit meiner Besprechung seines Buchs ein. Ich wählte den Titel „Zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück“, hier als **Text 1** wiedergegeben.

Bereits am 13. Oktober 2025 erhielt ich eine Antwort, versehen mit einem Email-Anhang, den ich als **Text 2** wiedergebe. Müllers Anschreiben enthält folgende Hinweise:

„Im Anhang einige Gedanken zum "Schritt zurück", den ich Deiner Meinung nach ginge. Ich denke, unsere Auffassungen unterscheiden sich in winzigen Details, in der Lesart mancher Sätzen und darin, dass Du mir manchmal Auffassungen unterstellst, die ich aber in Wahrheit nicht habe.

Immerhin bescheinigst Du mir aufrichtiges Bemühen - ich weiß, das Bemühen kommt vor dem Gelingen. Aber ich freue mich, dass Du mir doch in vielem Grundsätzlichen zustimmst. Ich freue mich über Deine Reaktion, denn genau das habe ich erhofft, dass die Debatte weitergeht über die Marxsche politische Ökonomie und dass wir nicht das Feld überlassen Leuten wie Michael Heinrich und Georg Quaas, die die Theorie bewusst oder unbewusst entstellen und sie in entscheidenden Fragen missverstehen.“

Meine etwas verspätete Antwort vom 20. Januar 2026 bildet den **Text 3** dieser Dokumentation, versehen mit dem Titel: Zum Unterschied von Geld und Kreditgeld. Hier geht es u. a. darum, inwieweit das sogenannte „Giralgeld“, d. h. die Sichteinlagen bei den Geschäftsbanken, tatsächlich als Geld oder doch besser als Kredit angesehen werden sollte. Handelt es sich bei einer Geldüberweisung um eine Geld- oder Kredittransaktion? Diese Debatte kreist um die heutige Geldmengendefinition, wonach die Geldmenge M1 sowohl die Sichtguthaben als auch das Bargeld umfassen soll. Geld und Kredit schwimmen in dieser Definition ineinander. Einige Marxinterpreten neigen dazu, auch den Marxschen Geldbegriff in diese Richtung zu deuten.

In der Email vom 23. Januar 2026 erhielt ich von Klaus eine detaillierte Antwort unter dem Arbeitstitel: Bemerkungen zu Günther Sandleben „Geld und Kreditgeld“, nachfolgend als **Text 4** dokumentiert. Im Mittelpunkt steht die Frage, worin sich Geld und Kreditgeld unterscheiden und inwiefern neben dem Geld im Sinne des „Staatspapiergelds mit Zwangskurs“ auch das Kreditgeld die Geldware repräsentiert. Meine These, wonach nur das „Staatspapiergeld mit Zwangskurs“, d. h. die heutigen Zentralbanknoten, als Stellvertreter der Goldware zirkulieren und deshalb auch als Zirkulationsmittel fungieren (nicht jedoch das Kreditgeld), hat Klaus nicht geteilt. In diesem Zusammenhang hat Klaus entlang neuerer Literatur die Frage aufgeworfen, welche Rolle heute noch das Gold als Geldware spielt und inwiefern diese Geldfunktion durch andere Rohstoffe (Öl oder Seltene Erden) ersetzt werden kann.

Diese Frage thematisiert der **Text 5** mit dem Titel: Bemerkungen zur Geldware Gold, zum Charakter von Geld und Kreditgeld und zum Repräsentativgeld. In den **Texten 6 und 7** wird diese Diskussion zum Unterschied von Geld und Kredit und zur Bedeutung von Gold als Geldware fortgesetzt.

Guenther Sandleben

Text 1: Zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück von Guenther Sandleben

2. Oktober 2025

Klaus bemüht sich, die in der Literatur vorgebrachten Einwände gegen die von Marx/Engels verfasste „Kritik der politischen Ökonomie“ zu verstehen, um sie dann vor allem anhand der drei Bände des „Kapitals“ zu beurteilen. Müller versucht, das Verständnis entsprechender Marxscher Ausführungen zu erleichtern, indem er eigene Illustrationen einfügt, beispielsweise zur „gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit“ (Müller, Steile Pfade, S. 127 ff, nachfolgend nur die Seite zitiert), zur „prinzipiellen Messbarkeit des Werts“ (S. 143 ff.), zum Begriff des Reallohns (S. 332) oder zu den Reproduktionsschemata (S. 333 ff.). Ich habe den Eindruck gewonnen, dass er sich redlich um Klarheit bemüht.

Müller scheint zu den Lesern zu gehören, die laut Marx' Vorwort zur ersten Auflage „etwas Neues lernen, also auch selbst denken wollen“ (MEW 23: 12). Das ist schon eine ganze Menge. Ein Stück wissenschaftliche Lebendigkeit auf dem Gebiet der Kritik der politischen Ökonomie ist vorhanden. Müller unterscheidet sich wohlthuend von jenen „Marxisten“, die sich nicht mehr mit den Texten von Marx auseinandersetzen, sondern gängige Vorurteile der Marx-Kritik bedienen und ihre Energie darauf verschwenden, weitere „Probleme des Marxismus“ zu erfinden. Dort wird mit heißer Nadel gestrickt. Mit wenig Mühe, so Müller, könnten „Fehldeutungen der Marxschen Texte nachgewiesen werden“. (S. 20) So sei die „theoretische Kritik der Marxschen Arbeitswerttheorie schwach“ (S. 105). Michael R. Krätke wird zitiert, der Michael Heinrichs Einführung in die Kapitallektüre beispielsweise als einen schlechten Witz bezeichnet (S. 19). Müllers Analyse stellt ein Gegengewicht dar – sowohl zur weit verbreiteten Vulgarisierung und Diskreditierung der Marxschen Theorie als auch zu deren Zähmung und Einbindung in die bürgerlichen Deutungsweisen dieser Welt.

Müllers Buch enthält zwei für mich wertvolle Aspekte.

Erstens liefert es eine gute, zusammenfassende Darstellung aller scheinbar oder tatsächlich noch nicht gelösten ökonomischen „Probleme des Marxismus“. Der Problemkreis ist skizziert und könnte eine Grundlage für weitere Diskussionen bilden.

Zweitens geht Müller den Problemen aufrichtig nach, prüft sie hinsichtlich ihrer Berechtigung und räumt sie gegebenenfalls aus. Dabei lässt er auch andere Auffassungen ausreichend zu Wort kommen, sodass die Lesenden verschiedene Argumentationsweisen prüfen können.

Meines Erachtens enthalten Müllers Ausführungen jedoch auch einige Ungenauigkeiten, Halbheiten und Fehlinterpretationen der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie. Seine Bemühungen um eine klare und gut nachvollziehbare Argumentation sind an dieser Stelle ebenfalls sehr hilfreich, sodass ich die aus meiner Sicht problematischen Punkte nicht erst mühsam entschleiern musste. Ich konnte sie leicht herausfinden. Das sind gute Voraussetzungen für eine lebendige Debatte zu Fragen der Kritik der politischen Ökonomie.

Mein Fazit fällt überwiegend positiv aus. Einerseits zeichnet sich sein Buch durch erfolgreiche „Aufräumarbeiten“ aus, mit denen unzulängliche und nicht haltbare Positionen kenntlich gemacht werden. Andererseits enthalten seine Ausführungen auch einige fehlerhafte Überlegungen.

Mein Gesamturteil lautet daher: zwei Schritte vorwärts, ein Schritt zurück.

Insgesamt bietet Müllers Buch einen guten Ausgangspunkt für all diejenigen, die freie wissenschaftliche Forschung betreiben möchten. Es könnte eine publizistische Grundlage für Einheit und Mannigfaltigkeit innerhalb einer an der Marxschen „Kritik der politischen Ökonomie“ ausgerichteten Debatte bilden.

Nun meine Beurteilung zu einigen Kapiteln des Buches:

Kapitel „Mehr, mehr, immer mehr“

Die von Feministen vorgebrachte These der Wert-Abspaltung (S. 44) hat Müller nicht entschieden genug zurückgewiesen, wie ich meine. Er besänftigt, statt sie als groben Unfug zu destruieren. „Sie fordern richtig“, schreibt Müller, „deren Einbeziehung in die Wertbestimmung“. Marx habe das längst getan!! Aber warum sollte Marx Hausarbeit, die keine Ware produziert, die also auch nicht ausgetauscht wird, als wertschöpfende Arbeit bezeichnen. Wenn der Hausmann, der nicht arbeiten geht, seiner lohnarbeitenden Gefährtin und den Kindern das Abendessen bereitet, dann ist viel nützliche Arbeit aber keine tauschwertsetzende Arbeit verrichtet worden. Denn diese gesellschaftliche Arbeit, in diesem Fall die Arbeit für die Familie, ist unmittelbar gesellschaftlich, d. h. hier für die Familie verausgabt und erhält nicht erst ihre gesellschaftliche Form, nachdem sie sich vergegenständlicht hat. Dass Müller mit der historisch spezifischen, gesellschaftlichen Form warenproduzierender Arbeit gelegentlich hadert, werde ich später zeigen.

Die „häusliche Umsonstarbeit“ stellt nicht, wie die Arbeit des geschäftsmäßigen Caterers, die Produktion von Waren dar, die verkauft werden müssen, um mit dem Geld die Ware des eigenen Bedarfs zu kaufen. Die Bezeichnung „häusliche Umsonstarbeit“ beweist doch gerade, dass es sich nicht um Warenproduktion handelt.

Was ist die richtige Methode?

In diesem Kapitel finden sich detaillierte Hinweise zur Marxschen Methode. Es kritisiert die Gegenüberstellung von logischer und historischer Methode. „Logische und historische Elemente sind keineswegs inkommensurabel, wie Autoren der Neuen Marxlektüre behaupten. Sie gehören untrennbar zusammen.“ (S. 63)

Dass das Marxsche Kapital „Modelle enthalte“ (S. 68), finde ich etwas zu allgemein formuliert. Jedenfalls handelt es sich bei Marx um keine willkürlich zusammengezimmernten Modelle, wie die in der Volkswirtschaftslehre. Sie werden durch Abstraktionen wirklicher ökonomischer Verhältnisse gewonnen und stellen keinen äußerlichen Willkürakt dar.

Unterkapitel „Einfache und kapitalistische Warenproduktion“

Marx startet die Darstellung seiner Kritik der politischen Ökonomie mit der Ware, als das „elementarische Dasein“ des bürgerlichen Reichtums (MEW 13: 15). Es handelt sich, wie Marx sein Hauptwerk „Das Kapital“ eröffnet, um den Reichtum einer Gesellschaft mit vorherrschend kapitalistischer Produktionsweise. (MEW 23: 49) Im ersten Abschnitt des „Kapitals“ analysiert Marx nur die allgemeinen Merkmale der Ware, was deren Tauschwert ist, wie und warum sich der Wert selbständig in einer anderen Ware, schließlich im Gold als der Geldware darstellen muss und welche Funktionen dem Gold zufallen sowohl als Maß der Werte als auch in der Warenzirkulation als Zirkulationsmittel, das notwendig Stellvertreter (Münzen, bis hin zum Staatspapiergeld mit Zwangskurs) hervorbringt und schließlich werden weitere Funktionen von Gold als Geld entwickelt: die Funktionen von Schatzbildung, Zahlungsmittel mit der Herausbildung von Kreditgeld und schließlich Gold als Weltgeld. Erst im darauf folgenden zweiten Abschnitt behandelt er die Verwandlung von Geld in Kapital. Ware, Geld, Kapital sind die systematischen Stufen der Begriffsbildung. Dazu hat die Marxrezeption u. a. folgende Fragen aufgeworfen: Hat die noch nicht kapitalistisch bestimmte Ware, diese noch einfache Kategorie, eine unabhängige historische Existenz vor der kapitalistischen Produktionsweise? Korrespondiert mit der logischen auch die tatsächlich-historische Entwicklung?

Ware und Geld können existieren und haben historisch existiert, schreibt Müller, bevor Kapital mit der damit verbundenen Lohnarbeit die Produktionsweise beherrschte, also bereits vor der kapitalistisch bestimmten Warenproduktion. Deshalb entspräche der systematische Gang des Denkens dem wirklichen historischen Prozess. „Das Höherentwickelte (kapitalistische Warenproduktion – G. S.) schließt das Minderentwickelte (einfache Warenproduktion – G. S.) ein, aus dem es hervorgeht“ (S. 117).

Müller weist die Meinung zurück, Engels habe im Widerspruch zu Marx dessen Lehre historisiert und verfälscht. Der von Autoren der neuen Marx-Lektüre konstatierte Unterschied zwischen Marx und Engels sei, wie Müller gut belegen kann, „frei erfunden“. In diesem Zusammenhang verweist er auf Lehrbücher aus der Sowjetunion und der DDR, in denen das Marxsche Verständnis von einfacher und kapitalistischer Warenproduktion korrekt formuliert worden sei. Dort werde hervorgehoben, dass Marx „die Untersuchung der kapitalistischen Warenproduktion“ damit begonnen habe, „die allgemeinsten Merkmale der Warenproduktion zu analysieren“. Die kapitalistische Warenproduktion sei eine besondere historische Form der Warenproduktion und enthalte Merkmale, die auch der einfachen Warenproduktion eigen sind. Wenn Marx im ersten Kapitel des „Kapitals“ die allgemeinen Merkmale der Warenproduktion analysiere, dann träfen sie auch auf die kapitalistische Form zu. In diesem Sinne sei, wie Müller betont, die im ersten Kapitel des „Kapitals“ thematisierte Ware „noch nicht kapitalismusspezifisch, aber sehr wohl kapitalistisch“. Ware, Wert und Geld seien deshalb Kategorien der kapitalistischen Warenproduktion, weil sie zugleich Kategorien der Warenproduktion wären. (S. 118)

Es sei zu einfach, schreibt Müller, wenn Marx-Kritiker darauf verwiesen, dass die einfache Warenproduktion als historisch eigenständige Phase gar nicht existiert habe. Darauf komme es gar nicht an. Er zitiert Hans-Georg Backhaus: Die Theorie der einfachen Warenproduktion sei „eine Summierung haltloser wirtschaftshistorischer Spekulationen“. Tatsache sei, schreibt Müller, „dass es seit alters her Handwerker und freie Bauern gegeben hat“ (S. 115). Die einfache Warenproduktion sei in verschiedenen historischen Epochen anzutreffen gewesen. Die Wirtschaftsgeschichte lasse keinen Zweifel daran, dass die einfache Warenproduktion als Typ privater Warenproduktion existiert habe.

Kapitel: Die Arbeit

Das **Unterkapitel Produktiv und unproduktiv** finde ich gut verständlich und inhaltlich korrekt. In der weiteren Analyse schleichen sich jedoch einige Missverständnisse ein, auf die ich nun eingehe.

Wichtig ist zunächst, dass Müller die Bedeutung der Arbeitswerttheorie mit folgenden Worten hervorkehrt: „Der zentrale Baustein des Marxschen politökonomischen Theoriensystems ist die Arbeitswerttheorie“ (S. 79). Müller meint, seine Ausführungen deshalb mit der Arbeit beginnen zu müssen, denn Wert könne nur verstanden werden, „wer zwischen konkreter und abstrakter Arbeit zu unterscheiden weiß.“ (S. 81)

Marx jedoch beginnt mit der Ware, der Waren- bzw. Wertform und hebt hervor, dass nur Produkte selbständiger und voneinander unabhängiger Privatarbeiten als Waren einander gegenüber treten. Dieser zentrale Punkt, die historisch besondere Form gesellschaftlicher Arbeit, die in der Warenproduktion als Privatarbeit verausgabt wird, durchzieht das gesamte erste Kapitel des Marxschen Kapitals und liefert die Grundlage für die Subjekt-Objekt-Verkehrung, die im Fetischkapitel prägnant zusammengefasst und entlang eines historischen Beispiels (ländlich patriarchalische Industrie einer mittelalterlichen Bauernfamilie) und dem „Verein freier Menschen“, illustriert wird (MEW 23: 86ff).

Abstrakte Arbeit: Physiologisch oder historisch-sozial (Unterkapitel S. 84ff)

Müller erwähnt gelegentlich diesen eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter der Arbeit, bringt ihn aber nicht in direkte Verbindung mit dem Wert sondern erst einmal mit der abstrakten Arbeit, die so zu einer historisch spezifischen Größe der Warenproduktion wird und sich von der allgemein menschlichen Arbeit unterscheiden soll. „Abstrakte Arbeit ist eine physiologische und historisch-gesellschaftliche Kategorie. Erst die Einheit dieser beiden Seiten macht die allgemein menschliche Arbeit zur abstrakten und damit zur wertbildenden Arbeit“. (S. 91)

Jedoch ist allgemein menschliche Arbeit, wie Müller selbst sagt, bereits „Arbeit schlechthin“, sie ist „Verausgabung von Muskel, Nerv, Hand und Hirn“ (S. 85), also genau das, was Marx als den Inhalt der abstrakten Arbeit bezeichnet hat. Im Unterschied zu Marx verwendet Müller zwei Begriffe von abstrakter Arbeit: einen „naturalistischen“ Begriff von abstrakter Arbeit und die „auf physiologischer Grundlage beruhende spezifisch gesellschaftliche Kategorie“ (S. 89) von abstrakter Arbeit, die seiner Meinung nach allein abstrakte Arbeit genannt werden sollte. Ich halte diese Verdoppelung für verwirrend und sehe darin ein Einfallstor für eine Uminterpretation in Richtung einer monetären Werttheorie.

Helmut Dunkhase, der im Buch gut zu Wort kommt, hat in der Diskussion mit Müller diese spezifisch-historische Bestimmung von abstrakter Arbeit kritisiert und wie Marx darin nur den „Inhalt der Wertbestimmungen“¹ und keine besondere Kategorie der Warenproduktion gesehen. Wenn Müller die These von Dunkhase kritisiert, „abstrakte Arbeit sei keine Kategorie der Warenproduktion allein. Sie sei überhistorisch (ahistorisch, unhistorisch)“, (S. 90) so entfernt sich

¹ Der mystische Charakter der Warenproduktion, schreibt Marx, entspringe weder aus dem Gebrauchswert noch aus dem Inhalt der Wertbestimmung, sondern aus der gesellschaftlichen Form der Arbeit, sobald die Arbeitsprodukte die Warenform annehmen. (MEW 23: 85f) Warenform bedeutet, dass die Privatarbeiten ihren gesellschaftlichen Charakter erst nach ihrer Verausgabung, als im Arbeitsgegenstand geronnene, also versachlichte Arbeit erhalten. Daher besteht das „Geheimnisvolle der Warenform“ darin, wie Marx weiter schreibt, „dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst...zurückspiegelt.“ (MEW 23:86) Nur diese spezifische gesellschaftliche, also sachliche Gestalt der Arbeit verwandelt die vergegenständlichte, abstrakte Arbeit in Wert. Der „Inhalt der Wertbestimmungen“, die abstrakte Arbeit selbst, besitzt noch nicht diesen eigentümlichen gesellschaftlichen Charakter, der erst dadurch entsteht, dass die Arbeit als Privatarbeit, also gerade nicht als unmittelbar gesellschaftliche Arbeit verausgabt wird. Da die Arbeiten der mittelalterlichen Bauernfamilie oder des Verein freier Menschen unmittelbar als gesellschaftliche Arbeit verausgabt werden, also in einer Form, die den warenproduzierenden Privatarbeiten diametral entgegengesetzt ist, ist dort „der Mystizismus der Warenwelt“ (MEW 23: 90) verschwunden.

Müller mit dieser Kritik von der Marxschen Position und kann nicht mehr die Bedeutung einer Arbeitszeitrechnung für eine freie Gesellschaft nach dem Geld erkennen.²

Müller hat sich noch nicht genug von Heinrichs Position freigekämpft, wenn er Heinrich zitierend schreibt: „Abstrakte Arbeit ist ‚eine spezifisch gesellschaftliche Bestimmung der Arbeit, die erst durch den Tausch zustande kommt‘....Die Aussage ist nur im ersten Teil richtig(!), die des Nebensatzes ist falsch.“ (S. 91)

Die auf diesen Nebensatz bezogene Kritik Müllers ist m.E. insgesamt korrekt und wird in seinem Unterkapitel „Wo entsteht Wert“, (S. 122ff) näher ausgeführt.

Mit dem ersten Satzteil jedoch verstrickt sich Müller in Widersprüche: Wenn die abstrakte Arbeit bereits die spezifisch gesellschaftliche Form warenproduzierender Arbeit besitzen soll, dann verschwimmt der Wert mit der lebendigen Arbeit, worin abstrakte Arbeit, als die Arbeit schlechthin, enthalten ist. Zugleich wird die Arbeitszeit, die Zeitdauer der Arbeit, mit dem Produktionsverhältnis zusammengebracht. Die Wertmessung durch die Arbeitszeit wird zu einer komplizierten Angelegenheit. Denn die abstrakte Arbeit und mit ihr die Zeitdauer, worin Arbeit und damit auch die abstrakte Arbeit verausgabt wird, ist verquickt mit dem Produktionsverhältnis, das sich der Zeitmessung entzieht.

Michael Heinrich könnte Müller folgendermaßen foppen: „Abstrakte Arbeit als gesellschaftliches Verhältnis kann überhaupt nicht ‚verausgabt‘ werden....Abstrakte Arbeit kann daher nicht einfach durch Arbeitszeit, sondern nur durch eine sozusagen ‚abstrakte Arbeitszeit‘ gemessen werden. Diese Messung ist aber keine, die mit der Uhr ausgeführt werden kann; nur durch den Tausch kann hier gemessen werden, da abstrakte Arbeit eben nicht isoliert existiert: ‚abstrakte Arbeitszeit‘ ist derjenige Anteil der vom individuellen Produzenten privat verausgabten konkreten Arbeitszeit, der im Tauschanerkannt wird. Und diese Anerkennung – und damit auch die Messung ‚abstrakter Arbeitszeit‘ – erfolgt, wie noch zu diskutieren sein wird, nur vermittels des Geldes.“³ Man sieht, die Tür zur monetären Wertauffassung ist geöffnet, sobald durch Fehldeutungen die abstrakte Arbeit mit dem Produktionsverhältnis vermischt wird.

Kapitel: Der Wert und die Wertgröße

Wert ist für Müller nur deshalb eine historisch spezifische Kategorie der Warenproduktion, weil bereits die abstrakte Arbeit keine „überhistorische Erscheinung“, sondern eine „historisch-gesellschaftliche Kategorie“ ist. Diejenigen, schreibt er gleich zu Beginn des Kapitels, für die „abstrakte Arbeit eine überhistorische Erscheinung ist ... müssen dann konsequenterweise auch den Wert, das Produkt der abstrakten Arbeit, überhistorisch auffassen“. (S. 109) Dieser Zusammenhang von abstrakter Arbeit, die eine historisch spezifische Kategorie sein müsse, um den Wert als ebenfalls historisch spezifisch betrachten zu können, ist meines Erachtens gar nicht gegeben und verkennt genau das, was den Wert ausmacht.

Ich habe schon darauf hingewiesen, dass Müller seine Ausführungen mit dem Doppelcharakter der Arbeit beginnt und nicht mit der spezifisch gesellschaftlichen Form warenproduzierender Arbeit, bei der erst die vergegenständlichte, materialisierte, also erst die vergangene, tote Arbeit ihre gesellschaftliche Form als Tauschwert der Ware erhält.

Marx hingegen beginnt mit der Ware, mit ihrem Tauschwert, also mit ihrem Verhältnis zu anderen Waren. Die Waren sind Arbeitsprodukte. Sie enthalten vergegenständlichte, bereits materialisierte Arbeit. Durch Abstraktion gelangt Marx zur Wertgegenständlichkeit, von der er sagt, sie sei „rein gesellschaftlich“. (MEW 23: 62) Den Unterschied von Wert und menschlicher Arbeitskraft in flüssigem Zustand hat Marx pointiert etwa in der Formulierung ausgedrückt: „menschliche Arbeit

² Näheres zur Arbeitszeitrechnung in einer „Gesellschaft nach dem Geld“ findet der Leser in dem gleichnamigen Buch von Guenther Sandleben, PapyRossa Verlag 2022. Eine solche Gesellschaft wäre strukturell nichts anderes als die Konkretisierung des von Marx erwähnten „Vereins freier Menschen“.

³ Michael Heinrich, Wissenschaft vom Geld, 4. Auflage, S. 218f

bildet Wert, aber ist nicht Wert. Sie wird Wert in geronnenem Zustand, in gegenständlicher Form“ (MEW 23: 65) Woraus folgt: „Um den Leinwandwert als Gallerte menschlicher Arbeit auszudrücken, muss er als eine ‚Gegenständlichkeit‘ ausgedrückt werden, welche von der Leinwand selbst dinglich verschieden und ihr zugleich mit anderer Ware gemeinsam ist. Die Aufgabe (das Geheimnis der Warenform zu lüften – G.S) ist bereits gelöst...Im Wertverhältnis worin der Rock das Äquivalent der Leinwand bildet, gilt also die Rockform als Wertform“. (MEW 23: 65f) Dies ist, wie ich Marx interpretiere, die Keimform des Geldes und das Kernelement des „Fetischcharakters der Ware“.

Nicht etwa, dass Müller diese Zitate nicht kennen würde, nur er macht sich den Unterschied von wertbildender Arbeit und dem Wert als vergegenständlichte Arbeit nicht wirklich klar, wie seine These von der Identität gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit und der Wertgröße (S. 134f) beweist. „Wert ist Arbeit“, resümiert er, „Arbeit misst sich in Arbeitszeit, also misst sich Wert in Arbeitszeit“ (S. 135).

Marx sagt im obigen Zitat: „menschliche Arbeit bildet Wert, aber ist nicht Wert. Sie wird Wert in geronnenem Zustand“. Und sie erhält ihren Wertcharakter nur deshalb, weil sie privat verausgabt wird und ihre gesellschaftliche Form erst möglich wird, nachdem sie verausgabt, vergegenständlicht worden ist. Wenn aber Müller die (lebendige) Arbeit selbst in eine gesellschaftliche Arbeit verwandelt, dann schiebt er ihr eine unmittelbar gesellschaftliche Form unter. Denn sobald die Arbeit selbst Wert und Wert etwas rein Gesellschaftliches ist, wird der warenproduzierenden Arbeit, also der Privatarbeit, die unmittelbar gesellschaftliche Form angedichtet. Der eigentliche Witz der Warenform ist ausgeblendet.

Unterkapitel: Gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit oder etwas anderes

Die Verwirrung von Wertgröße mit der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, von Wertbildung durch Arbeit im flüssigen Zustand und Wert als geronnene, vergegenständlichte Arbeit stellt ein Rückschritt gegenüber der sehr klaren Analyse von Marx dar. Als tröstlich empfinde ich, dass diese Meinung von Müllers Gesprächspartner (z.B. Helmut Dunkhase) nicht geteilt wird. Und sie kommen ausführlich zu Wort. Unverständlich ist mir, dass Müller einerseits die lebendige, abstrakte Arbeit mit dem Wert gleichsetzt, andererseits auch die Marxsche Darstellung von Wert (vergegenständlichte Arbeit, verausgabt als Privatarbeit für andere) immer wieder zitiert, ohne den Widerspruch und die Verwirrung zu erkennen, die er mit seiner Gleichsetzung anrichtet.

Das innere Maß der Wertgröße ist die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit zur Produktion eines Gebrauchswerts, schreibt Marx, verausgabt „mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit“ (MEW 23: 130). Eine ungeschickte oder weniger intensive Arbeit braucht länger als die Durchschnittsarbeit. Jedoch die gesellschaftlich-notwendige Arbeitszeit und nicht die davon abweichende individuelle Arbeitszeit bestimmt den Wert.

Gezählt wird nicht nur die Arbeitszeit, verrichtet auf der letzten Produktionsstufe, sondern auch die verausgabte Arbeit vorangegangener Produktion, soweit deren Waren als Produktionsvoraussetzung dienen. Die Dinge sind auf dieser analytischen Ebene nicht sonderlich problematisch. Müller führt in diesem Zusammenhang umfassendere Rechnungen zur Messbarkeit des Werts durch, die möglicherweise hilfreich sind.

Unterkapitel: Die Relativität der Zeit

Als eine unnötige Verkomplizierung stupe ich die Unterscheidung von „physikalischer und politökonomischer Zeit“ ein. Wenn der ungeschickt oder weniger intensiv arbeitende Produzent drei statt zwei Stunden wie die Durchschnitts-Arbeitskraft benötigt, dann betrage, wie Müller schreibt, „der Umfang seiner abstrakten, d.h. wertbildenden Arbeit nur zwei Stunden.

Ungeheuerlich und dennoch wahr: Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit kann größer oder kleiner sein als die physikalische Arbeitszeit“. (S. 77)

Es war gezeigt, dass Müller den Wert mit abstrakter Arbeit und die Wertgröße mit der Arbeitszeit gleichsetzt. Da seiner Meinung nach sowohl die durchschnittliche als auch die unterdurchschnittliche Arbeitskraft wertbildende abstrakte Arbeit verrichten, in der Wertbildung aber voneinander abweichen, muss Müller die Zeit relativieren: drei Stunden unterdurchschnittliche Arbeit werden zu zwei Stunden durchschnittliche Arbeit. Also zwei Stunden sollen die Wertgröße sein.

Solche Verrenkungen in der Zeitbestimmung entfallen, sobald ein Unterschied gemacht wird einerseits zwischen der Arbeitszeit als das lebendige Dasein der Arbeit, gemessen an ihrer Zeitdauer wie „Stunde, Tag usw.“ wie Marx (MEW 23: 53) vermerkt und andererseits dem Quantum, der im Gebrauchswert enthaltenen, darin vergegenständlichten „wertbildenden Substanz“. Das Quantum ist nicht mehr die Arbeitszeit, auch wenn diese unter bestimmten Umständen das Quantum misst!

Müller führt ein Marx-Zitat (S. 95 bzw. S. 174) an, mit dem er belegen will, dass auch Marx die Relativität der ökonomischen Zeit berücksichtigt habe. Das Gegenteil ist m. E. der Fall.

Um seinen gerade eingeführten Begriff „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit“ zu veranschaulichen, verweist Marx auf neue Technologien: Nach Einführung des Dampfwebstuhls, schreibt er (MEW 23: 53), halbierte sich die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, um ein gegebenes Quantum Garn in Gewebe zu verwandeln. Der Handweber habe weiterhin dieselbe Arbeitszeit von einer Stunde benötigt, „aber das Produkt seiner individuellen Arbeitsstunde *stellte jetzt nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar* und fiel daher auf die Hälfte seines früheren Werts.“ Ist das, wie Müller meint, die Umwandlung einer physikalischen in eine politökonomische Zeit?

Das „*Produkt(!)* seiner individuellen Arbeitsstunde“, *nicht aber die Arbeitsstunde selbst*, die *vergegenständlichte(!)* nicht die lebendige Arbeitszeit stellt sich so dar, wie uns Marx sagt. Eine Stunde bleibt eine Stunde. Da muss nicht die Zeit in gewichtete Zeiteinheiten verdreht werden, nur weil in diesem Fall dieselbe Zeitspanne unterschiedliche Arbeitsmengen misst. Wenn der Fußgänger fünf und der Radfahrer 20 Kilometer pro Stunde zurücklegt, dann bleibt die Stunde, bestehend aus 60 Minuten etc. gleich. Nur das „Produkt der Stunde“, die zurückgelegte Wegstrecke, weicht ab.

Intensität der Arbeit und Wertgrößen

„Unter der Intensität der Arbeit versteht man die Dichte ihrer Verausgabung ... oder die Menge an lebendiger Arbeit, die in einer Zeiteinheit (Stunde, Tag) geleistet wird“, schreibt Müller m. E. in Übereinstimmung mit Marx. Wenn jedoch die intensivere Arbeit in einer gegebenen Zeiteinheit eine größere Menge lebendige Arbeit liefert als die weniger intensive Arbeit, so müsste doch daraus folgen, dass sie in derselben Zeitspanne nicht nur mehr Produkte sondern auch ein größeres Arbeitsquantum liefert, d. h. dass sie sich in größerem Wert darstellt. Das ist auch die Konsequenz, die Marx (MEW 23: 547) zieht: „Bei gleichbleibender Stundenzahl verkörpert sich also der intensivere Arbeitstag in höherem Wertprodukt“.

Diese Wirkungsweise der intensiveren Arbeit lässt Müller jedoch nur für die ausnahmsweise höhere Intensität eines Betriebs gelten. Erhöhe sich die Intensität der Arbeit dagegen im Durchschnitt aller Betriebe, sei der Fall anders. „In dem Maße, wie die erhöhte Intensität der Arbeit zum gesellschaftlichen Normalniveau wird, gilt sie eben als neuer Normalgrad, der kein größeres Wertprodukt je Zeiteinheit hervorbringt. Die höhere durchschnittliche Intensität der Arbeit wirkt wie eine ‚gesteigerte Produktivkraft‘“. (S. 178)

Ihre spezifische Wirkungsweise soll also aufhören, sobald sich die intensivere Arbeit verallgemeinert hat, d. h. zum Durchschnittsgrad, zum „neuen Normalgrad“ wird. Diese Deutung

enthält einen logischen Bruch: Denn die intensivere Arbeit liefert in jedem Fall ein höheres Arbeitsquantum, gleichgültig ob sie nur ausnahmsweise geleistet wird oder sich verallgemeinert hat und zum neuen Normalgrad geworden ist. Das unterscheidet sie von der Verallgemeinerung einer höheren Produktivkraft, wo die produktivere Arbeit im Vergleich zum vorangegangenen niedrigeren Produktivitätsgrad pro Zeiteinheit mehr Produkte, nicht aber ein größeres Quantum Arbeit liefert, so dass der insgesamt neu produzierte Wert gleich bleibt, nur dass er sich auf mehr Waren verteilt, so dass der Wert der Ware fällt. Marx hat diesen bedeutenden Unterschied u. a. im 15. Kapitel des Kapitals (MEW 23: 542ff) mit Bezug auf den Größenwechsel von Preis der Arbeitskraft und Mehrwert ausführlicher behandelt. Einen logischen Bruch kann ich in der Argumentation von Marx nicht erkennen.

Unterkapitel: Individuelle Werte?

Marx verwendet im Zusammenhang mit der Einführung einer neuen, produktiveren Produktionsweise den Begriff „individueller Wert“, der zunächst unter dem gesellschaftlichen, durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit gemessenen Wert steht und schließlich selbst zum gesellschaftlichen Wert wird, sobald er sich durch das Zwangsgesetz der Konkurrenz verallgemeinert hat (Vergleiche MEW 23: 336f). Da der Wert bereits eine rein gesellschaftliche Einheit ist, genügt das Wort Wert. Das Attribut „gesellschaftlich“ wird nur deshalb hinzugefügt, um den Unterschied zum „individuellen Wert“ zu markieren.

Müller beklagt, die Autoren der Lehrbücher „Politische Ökonomie des Kapitalismus“ aus der DDR und der Sowjetunion hätten den Begriff „individueller Wert“ unkritisch übernommen (S. 180). „Der Begriff ‚individueller Wert‘ ist ein Widerspruch in sich selbst“, schreibt Müller (S. 181f). „Der Wert ist eine gesellschaftliche Kategorie.“

Die Lehrbuchautoren hatten offenbar keine Schwierigkeit gesehen, den niedrigeren Wert, der mehr und mehr seine Wirkkraft in der Konkurrenz entfaltet, mit Marx als „individuell“ zu bezeichnen. Marx (MEW 23: 336) stellte auch klar, dass dieser anfangs niedrigere individuelle Wert zunächst nicht der wirkliche Wert ist, da dieser nicht durch die niedrige individuelle Arbeitszeit sondern „durch die gesellschaftlich zu ihrer Produktion erheischte Arbeitszeit“ gemessen werde.

Wolfgang Fritz Haug bricht, wie Müller es formuliert, „eine Lanze“ für diese begriffliche Unterscheidung: „Die für die individuellen Kapitale überaus realen Folgen der individuellen Differenz – bei unterdurchschnittlichem Individualwert ein Extraprofit, bei überdurchschnittlichem eine möglicherweise existenzbedrohende Gewinnminderung – zeigen auf die gesellschaftliche Seinsweise des individuellen Werts“ (zitiert bei Müller, S. 181).

Es ist diese gesellschaftliche Bestimmung, die dem individuellen Wert in zweifacher Hinsicht einen gesellschaftlichen Charakter gibt: Zum einen wirkt der niedrigere individuelle Wert von vornherein gesellschaftlich, indem er die Konkurrenten mehr und mehr zur Einführung der neuen, produktiveren Produktionsweise zwingt, was sich auch darin zeigt, dass sie ihre Waren nur noch absetzen können, wenn sie sich dem niedrigeren Preis anpassen. Zum anderen setzt sich der niedrigere individuelle Wert mit der Verallgemeinerung der neuen Produktionsweise durch, verliert seine Individualität und tritt an die Stelle des einst höheren, alten Werts. Der individuelle Wert ist also seinem Werden nach bereits ein gesellschaftlicher Wert, so dass mir seine Verwendung als angemessen und notwendig erscheint.

Das Wertgesetz

Müller hebt den „objektiven Charakter“ des ökonomischen Gesetzes hervor, das „unabhängig vom Bewusstsein der Menschen, von ihren Wünschen und Zielen wirkt.“ (S. 183) Deshalb könne der Zusammenhang auch nicht „willkürlich“ vom Menschen abgeschafft werden, wie er in Anlehnung an das von Marx formulierte Wertgesetz hervorhebt.

Dass diese gesellschaftliche Bewegung wie ein naturgeschichtlicher Prozess stattfindet, der von Gesetzen gelenkt wird, die vom Willen und den Absichten der Menschen nicht nur unabhängig sind, sondern deren Bewusstsein lenken, ist bereits Konsequenz der vorherrschenden Warenform, deren Mystizismus Marx (MEW 23: 86) folgendermaßen auf den Punkt brachte: „Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, dass sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen.“

Für die Austauschenden ist nicht mehr ohne weiteres ersichtlich, dass hinter dem Wert der gesellschaftliche Charakter ihrer eigenen Arbeit steckt und dass die Wertgröße die sachliche Form der Arbeitsmenge ist, die innerhalb einer Zeitspanne verausgabt wurde und sich wegen ihrer sachlichen Form auch sachlich darstellen muss im Gebrauchswertkörper einer anderen Ware, die von der Warenwelt zur Geldware gemacht wird, so dass die Waren ihre Preise erhalten. Auf diese Weise erhält die Welt der Waren ihre Eigengesetzlichkeit, gesteuert vom Wertgesetz, das unabhängig vom Bewusstsein der Menschen wirkt. Deren gesellschaftliche Bewegung besitzt, wie Marx schreibt, „die Form einer Bewegung von Sachen, unter deren Kontrolle sie stehen, statt sie zu kontrollieren“. In den zufälligen und stets schwankenden Preisen setzt sich das Wertgesetz „als regelndes Naturgesetz“ gewaltsam durch, „wie etwa das Gesetz der Schwere“. (MEW 23: 89) Tendenziell tauschen sich Waren – von systematischen Abweichungen etwa in Gestalt der Produktionspreise abgesehen – entsprechend der darin enthaltenen gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit. Zudem setzt die beständige Oszillation der Warenpreise die verschiedenen Produktionszweige gewaltsam in das gesellschaftlich notwendige Verhältnis zueinander – von Adam Smith bereits als „unsichtbare Hand der Märkte“ bezeichnet.

Unterkapitel: Spekulative Preisentwicklung

Meiner Meinung nach gehören spekulative Preise nicht zur Systematik des Wertgesetzes, da sie das Verhalten von Akteuren in der Konkurrenz beschreiben und somit Teil einer Spezialdarstellung sind.

Unterkapitel: Der Fetisch der privaten Warenproduktion

In seinem Fetischkapitel geht Marx (MEW 23: 85f) wiederum von der Ware aus und stellt die Frage: „Woher entspringt also der rätselhafte Charakter des Arbeitsprodukts, sobald es Warenform annimmt?“ Seine knappe Antwort lautet: „Offenbar aus dieser Form selbst.“

Von der Warenform wissen wir, dass der Wert einer Ware sachlich erscheint, im Körper einer anderen Ware, schließlich im Körper einer zu Geld werdenden Ware, die in der Zirkulation in der Regel durch die Banknoten eines Landes vertreten wird. Diese Geld- oder Preisform ist dann die allgemeine Wertform der Waren in dem Sinne, dass alle Waren ihre Werte einheitlich so ausdrücken. Wesentlich dabei ist, dass nicht die warenproduzierende, d. h. die lebendige gesellschaftliche Arbeit diese Wertform erhält, sondern erst die vergegenständlichte Arbeit - daher deren gegenständliche Darstellungsweise im Körper einer anderen Ware. Die warenproduzierende Arbeit ruft zwar diese Wertform hervor, ohne als lebendige Arbeit selbst diese Form zu sein, eben weil sie privat und gerade nicht unmittelbar gesellschaftlich verausgabt wird.

Müller umkreist diesen entscheidenden Punkt, ohne ihn präzise formuliert zu haben. Seine Analyse des Warenfetischs bleibt entsprechend verschwommen.

In Anlehnung an die von mir bereits herausgestellte Textstelle von Marx (MEW 23: 85f) schreibt Müller, dass das Geheimnisvolle der Ware nicht aus dem Gebrauchswert resultiere. Auch nicht, da weicht er von Marx ab, „aus den Wertbestimmungen“. (Müller, S. 185) Marx sagt dazu in der Ersten

Auflage des Kapitals (MEGA II,5 S. 44) das direkte Gegenteil: „Der mystische Charakter der Waare entspringt ... ebensowenig aus den Werthbestimmungen, für sich selbst betrachtet.“

In MEW 23: 85 spricht Marx vom „Inhalt der Wertbestimmungen“ und nennt einerseits die „wesentliche Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Sinnesorgan usw.“ und andererseits „die Zeitdauer“, die „der Bestimmung der Wertgröße zugrunde liegt“. Marx nennt also die mit der konkreten Arbeit zugleich verausgabte abstrakte Arbeit und die Arbeitszeit, die ganz normal in Tagen, Stunden, Minuten etc. gemessen wird.

„Die Gleichheit der menschlichen Arbeit erhält die sachliche Form der gleichen Wertgegenständlichkeit der Arbeitsprodukte....“, schreibt Marx (MEW 23: 86). Es ist gerade nicht die abstrakte Arbeit, die diese sachliche Form erhält, sondern sie erhält sie erst, nachdem sie privat verausgabt worden ist, sich als geronnene Arbeit im Produkt als dem stofflichen Träger des Tauschwerts niedergeschlagen hat. Der gesellschaftliche Charakter der privat verausgabten Arbeit kann sich nun nicht anders ausdrücken als im Tauschverhältnis, also als gesellschaftliches Verhältnis der Arbeitsprodukte.

Warum weicht Müller von der Marxschen Darstellung ab? Müller hat, wie ich schon im Unterkapitel (Abstrakte Arbeit: Physiologisch oder historisch-sozial) gezeigt habe, abweichend von Marx die abstrakte Arbeit generell als historisch besondere, als wertbildende Arbeit gesetzt. Deshalb ist sie aus seiner Sicht schon Wertbestimmung und muss es nicht erst werden. Sie ist deshalb mehr als deren bloßer Inhalt.

Bei Marx hingegen erhält die privat verausgabte Arbeit erst nach ihrer Vergegenständlichung, also als geronnene Arbeit, ihre spezifisch gesellschaftliche Form des Werts. Inhalt dieser (gesellschaftlichen) Wertbestimmung ist die abstrakte Arbeit, denn nur sie besteht aus der Gleichheit der menschlichen Arbeiten, die den gesellschaftlichen Charakter der Privatarbeit bildet. Abstrakte Arbeit ist die in der Privatarbeit versteckte gesellschaftliche Arbeit. Ihr gesellschaftlicher Charakter besteht allein darin, dass sie trotz ihrer privaten Verausgabung immer auf das gesellschaftliche Bedürfnis bezogen ist und der Produzent sein eigenes Bedürfnis nur durch Tausch, also Gleichsetzung der Arbeiten, befriedigen kann. Was da gleichgesetzt wird, kann nur die in der Produktion verausgabte Arbeit sein, nicht in ihrer konkreten Art und Weise der Verausgabung, sondern als Arbeit schlechthin, also als abstrakte Arbeit.

Die sogenannte neue Marxlektüre will diesen Zusammenhang von physiologisch verausgabter abstrakter Arbeit und dem gesellschaftlichen Charakter nicht begreifen und hat daraus eine „Ambivalenz der Bestimmung abstrakter Arbeit“ konstruiert.

Die spezifisch gesellschaftliche Form Waren produzierender Arbeit und der daraus resultierende Tauschwert treten klar hervor, wenn wir mit Marx eine andere Produktionsweise gegenüberstellen. Sobald die Arbeit einen direkt gesellschaftlichen Charakter besäße, würde die im Arbeitsprodukt geronnene Arbeit nicht die Form des Werts erhalten. Denn ihr gesellschaftlicher Charakter könnte kein Attribut der Privatarbeit sein, weil es diese gar nicht gäbe. Die abstrakte Arbeit spielte nur noch in der „Ökonomie der Zeit“ (Marx) eine Rolle, um zu wissen, wie viel Arbeitszeit zur Produktion eines Produkts bei alternativen Produktionsverfahren oder für den Fall alternativer Produkte aufgebracht werden muss.⁴ Ihr würde gerade keine Wertbestimmung anhaften, wie Müller von der abstrakten Arbeit generell behauptet.

Marx verweist im Fetischkapitel auf die in der bürgerlichen Theorie so beliebte Erzählung von Robinson, der seine Arbeitszeit zu bestimmen und unter verschiedene Tätigkeiten aufzuteilen weiß. Auch die mittelalterliche „Bauernfamilie“ oder der „Verein freier Menschen“ kennen keine Wertbestimmung, obwohl deren Inhalt, die Verausgabung von Hirn, Muskeln etc. und eine gewisse Berücksichtigung der Zeit existieren.

⁴ Ausführlich dazu: Guenther Sandleben (2022), Gesellschaft nach dem Geld

In der ersten Auflage des Kapitals verbindet Marx die Arbeit direkt mit den zuletzt genannten zwei Formen von gesellschaftlicher Arbeit (MEGA II,5, S. 45), so dass in dieser älteren Darstellung m. E. der Unterschied von dem Inhalt der Wertbestimmung und dem Wert besonders deutlich hervortritt.

„Marx sagt“, schreibt Müller, „dass der Fetischismus aus der Warenform der Produkte resultiert. Das bedeutet, er entspringt dem Privateigentum an Produktionsmitteln, der Voraussetzung, die zum Austausch der Arbeitsprodukte führt.“ (S. 185)

Diese Interpretation finde ich etwas ungenau: Marx sagt, dass die gesellschaftliche Form der Arbeit über die Warenform der Produkte entscheidet und nicht das Privateigentum. Nur weil die Produkte das Resultat voneinander unabhängig betriebener Privatarbeiten sind, erhalten sie ihre rätselhafte Warenform. Entscheidend ist, ob die Arbeit bewusst gesellschaftlich geteilt und unmittelbar als gesellschaftliche Arbeit verrichtet, oder ob privat gearbeitet wird, zunächst auf eigene Rechnung produziert wird und erst die vergegenständlichte Arbeit ihre gesellschaftliche Form erhält. Das Privateigentum an Produktionsmitteln kommt nur insofern ins Spiel, weil es seinem Begriff nach einer gemeinschaftlichen Produktion im Wege steht, sie blockiert und, wie Müller dann richtig vermerkt, „zum Austausch führt“.

Monetäre und prämonetäre Werttheorie

Das Geld, so die Werttheorie, die als Unterscheidungsmerkmal zur monetären Wertvorstellung das Attribut „prämonetär“ erhalten hat, leitet sich – wie schon ausgeführt – vom Wert ab: Der Wert als die in der Ware vergegenständlichte gesellschaftliche Arbeit muss sich entsprechend gegenständlich ausdrücken im Körper einer anderen Ware, schließlich im Körper der zu Geld gewordenen Ware. Diese Geldform der Ware, also auch das der Ware im Tausch gegenüber tretende Geld, ist die notwendige Konsequenz des Werts.

Demgegenüber zerreißt die monetäre Wertauffassung diesen inneren Zusammenhang und setzt das Geld dem Wert äußerlich voraus. „Ihre Wertgegenständlichkeit (...) existiert nur als Bezug der Waren auf Geld. ... Nur indem die Waren auf Geld bezogen werden, kann sich ein kohärenter gesellschaftlicher Zusammenhang zwischen den verschiedenen Privatarbeiten herstellen.“⁵ Das der Ware äußerlich vorausgesetzte Geld soll neben seinen bekannten Funktionen noch die Zusatzfunktion haben, die verschiedenen Privatarbeiten in abstrakte Arbeit umzumünzen. Daraus folgt die völlig absurde Vorstellung, als würde die abstrakte Arbeit dort existieren, wo nicht produziert, d. h. tatsächlich gearbeitet wird. Als Quelle des Werts gehört sie nun der Zirkulation, nicht der Produktion an und lässt sich nach Auffassung der monetären Werttheorie auch nicht in den gewöhnlichen Zeiteinheiten messen.

Also: Ohne Geld keine Werte, keine gleiche Wertgegenständlichkeit, deshalb monetär, weil das Geld die verschiedenen Privatarbeiten in abstrakte Arbeit verzaubert. Die Werttheorie wird durch diese monetäre Uminterpretation völlig entstellt und ins Absurde gekehrt.⁶

Müllers Kritik an dieser monetären Wertauffassung ist halbherzig, worauf das bereits angeführte Zitat hinweist: „Abstrakte Arbeit ist ‚eine spezifisch gesellschaftliche Bestimmung der Arbeit, die erst durch den Tausch zustande kommt‘....Die Aussage ist nur im ersten Teil richtig(!), die des Nebensatzes ist falsch.“ (S. 91)

Der Wert entsteht in der Produktion durch die dort verrichtete Arbeit, so die klare Aussage von Müller. Arbeit sei konkret und zugleich abstrakt, habe einen Doppelcharakter, wie Müller schon im Kapitel „Die Arbeit“ mit den Worten von Marx hervorgehoben hat. Daraus folgt die bedeutende Konsequenz, die Müller folgendermaßen herausstellt: „Deshalb kann, wer sagt, die konkrete Arbeit

⁵ Michael Heinrich, Wissenschaft vom Wert: 2006: 250f.

⁶ Ausführlich dazu: Guenther Sandleben, Monetäre Werttheorie als Preistheorie. Geld und Wert bei Michael Heinrich in: Sozialismus 10/2008; im Internetverfügbar unter: www.guenther-sandleben.de

ließe sich messen, die Messbarkeit der abstrakten Arbeit nicht ablehnen. Denn wo konkrete Arbeit geleistet wird, wird auch abstrakte Arbeit geleistet. Der Satz der neuen Marxlektüre (und anderer), nur die konkrete Arbeit sei messbar, ist unlogisch und beruht auf der unhaltbaren Aussage, in der Produktion werde nur konkrete Arbeit geleistet, die im Austausch, wenn überhaupt, in abstrakte Arbeit umgewandelt werde.“ (S. 220)

Dass Arbeit konkret und abstrakt zugleich ist, deren verausgabte Menge durch die Arbeitszeit gemessen wird und ganz der Produktion angehört, ist eine betriebliche Gegebenheit, die kein Praktiker leugnen wird. Die Zeitmessung von Arbeit schlechthin, d. h. abstrahiert von ihrem konkreten Inhalt, gehört zum betrieblichen Alltag⁷ und Müller ist geerdet genug, diesen selbstverständlichen Tatbestand zu konstatieren.

Doch der Widerspruch lauert im „ersten Teil“ des von Müller angeführten Heinrich-Zitats:

Wenn abstrakte Arbeit, wie Müller sagt, „eine spezifisch gesellschaftliche Bestimmung“ hat, also auch ein Produktionsverhältnis einschließt, während dies bei der konkreten Arbeit gerade nicht der Fall ist, gerät Müllers richtiger Satz - „wo konkrete Arbeit geleistet wird, wird auch abstrakte Arbeit geleistet“ – in eine Schieflage.

Die fehlerhafte Argumentation beginnt dort, wo Müller von der Arbeit ausgeht, nicht aber, wie Marx, von der Ware, worin nicht die lebendige Arbeit sondern die vergangene Arbeit ihre gesellschaftliche Form im Tauschwert erhält. Wie bereits gezeigt, ist die in den Arbeitsprodukten vergegenständlichte gesellschaftliche Arbeit mit Bezug auf diesen gesellschaftlichen Charakter die abstrakte Arbeit, menschliche Arbeit ohne weitere Qualität, nun aufgehäuft im Arbeitsprodukt. Marx (MEW 23: 52) spricht auch von vergangener, toter Arbeit, oder von einer „gespenstigen Gegenständlichkeit“, von einer „bloßen Gallerte unterschiedsloser menschlicher Arbeit.“ All diese Formulierungen heben hervor, dass es sich nicht mehr um die lebendige Arbeit handelt, sondern um die in den Produkten aufgehäuften Arbeiten, deren gesellschaftlicher Charakter fest mit den Arbeitsprodukten verbunden, also dort versachlicht ist.⁸

Nun ist die abstrakte Arbeit auf die Gleichheit menschlicher Arbeit, also auf abstrakte Arbeit reduzierte konkrete Arbeit. Die Arbeit hat sich im Produkt vergegenständlicht. Würde sie den eigentümlichen Charakter Waren produzierender Arbeit nicht besitzen, wäre sie also unmittelbar gesellschaftlich verausgabt, so bestünde der Gebrauchswert aus Naturstoff und Arbeit, was generell auch für den Warenkörper gilt.⁹ Jedoch wären im Fall unmittelbar gesellschaftlicher Arbeit die Gebrauchswerte nicht zugleich die „stofflichen Träger des Tauscherts“, das nach Marx (MEW 23: 50) charakteristische Merkmal warenproduzierender Arbeit. Die gesellschaftliche Form der Arbeiten würde mit Bezug auf die produzierten Gebrauchswerte keine eigenständige Rolle spielen. Sie läge direkt vor und wäre nicht, wie im Falle der Waren produzierenden Arbeit, vergraben im gesellschaftlichen Verhältnis der Arbeitsprodukte.

Wichtig in unserem Zusammenhang ist, dass Arbeit verausgabt wird, konkret-nützliche Arbeit, die quantitativ mit der Uhr gemessen werden kann und dass in diesem Meßvorgang Arbeit schlechthin, d. h. abstrakte Arbeit gemessen wird. Aber nur die Waren produzierende Arbeit führt dazu, dass die abstrakte Arbeit zu einer Quelle des Werts wird. Sie ist die Wertquelle, ohne selbst Wert zu sein. Wäre sie selbst der Wert, würde Wert durch Wert erklärt. Zudem wäre der Wert keine ruhende Eigenschaft, getragen vom Gebrauchswert der Ware, sondern eine fließende Größe. Nicht die

⁷ Ausführlich dazu: Guenther Sandleben, Gesellschaft nach dem Geld, PapyRossa 2022. Vor allem Kapitel 5: Erfassung der Arbeitszeit und ihr Bezug zur heutigen Kostenrechnung. Download unter: www.guenther-sandleben.de

⁸ Um den Unterschied von lebendiger Arbeit und geronnener Arbeit, von Prozess und dem Ergebnis des Prozesses plausibel zu machen, verwendet Marx (MEW 23: 52) die Metapher des Kristalls: „Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte“.

⁹ „Die Gebrauchswerte Rock, Leinwand usw., kurz die Warenkörper, sind Verbindungen von zwei Elementen, Naturstoff und Arbeit. Zieht man die Gesamtsumme aller verschiedenen nützlichen Arbeiten ab, die in Rock, Leinwand usw. stecken, so bleibt stets ein materielles Substrat zurück, das ohne Zutun des Menschen von Natur vorhanden ist.“ (MEW 23: 57)

abstrakte Arbeit selbst, sondern erst die im Arbeitsprodukt vergegenständlichte Arbeitsmenge besitzt Wertgegenständlichkeit.

Quantitativ betrachtet messen sich verschiedene Arbeitstätigkeiten immer an ihrer Zeitdauer, einerlei ob die Arbeiten unmittelbar vergesellschaftete Arbeit oder Privatarbeit sind. Immer nur die quantifizierbare, also die Arbeit ohne Unterschied, deshalb abstrakte Arbeit wird in einer solchen Arbeitszeitmessung erfasst. Der Unterschied kommt nur dadurch zustande, dass die Privatarbeit ihren versteckten gesellschaftlichen Charakter erst zeigen kann, nachdem sie verausgabt wurde, nachdem sie vergegenständlicht ist. Sie zeigt ihn deshalb in sachlicher Form. Erst jetzt erhält, wie Marx (MEW 23: 86) es formuliert, „das Maß der Verausgabung menschlicher Arbeitskraft durch ihre Zeitdauer die Form der Wertgröße der Arbeitsprodukte“. Da sich der Wert, diese rein gesellschaftliche Einheit, nur sachlich in einer anderen Ware, schließlich in der Geldware ausdrücken kann, kann sich die Arbeitszeit ebenfalls nur relativ¹⁰ und dazu sachlich ausdrücken in der Anzahl solcher Geldstücke, z. B. in Feinunzen Gold. Sie ist das innere Maß für die Wertgröße. Diesen Zusammenhang von Arbeitszeit als dem inneren Größenmaß des Werts und dem Geld als dem äußeren Wertmaß hat Marx (MEW 23: 109) folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Geld als Wertmaß ist notwendige Erscheinungsform des immanenten Wertmaßes der Waren, der Arbeitszeit“.

Dass die abstrakte Arbeit zur Quelle des Werts wird, ohne selbst Wert zu sein, ist also nur möglich, weil die gesellschaftliche Arbeit als Privatarbeit verausgabt wird. Umgekehrt formuliert: Würde die Arbeit direkt gesellschaftlich verausgabt, gäbe es keine Wertbildung, wohl aber abstrakte Arbeit. Nach ihrer Vergegenständlichung würde sich diese nicht in der historisch besonderen polit-ökonomischen Kategorie des Werts darstellen. Sie wäre eine dem Gebrauchswert anhaftende, in ihm ruhende Eigenschaft. Dem entsprechenden Arbeitsprodukt fehlte die Bestimmung von Wert und Tauschwert. Es hätte also nicht den Doppelcharakter von Gebrauchswert und Wert, der nur der Ware eigen ist.

Marx hat diesen „Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit“ (MEW 23: 56) als den „Springpunkt“, bezeichnet „um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht.“ Vom Arbeitsresultat, der fertig produzierten Ware aus betrachtet, besitzt die in der Produktion verausgabte Privatarbeit ihren Doppelcharakter darin, dass sich die konkret-nützliche Arbeit als Gebrauchswert der Ware niederschlägt, während die gleichzeitig mit der konkret-nützlichen Arbeit verausgabte abstrakte Arbeit zur gegenständlichen Form der während der Produktion verausgabten gesellschaftlichen Arbeit wird, also den Wert bildet. Beide Seiten der lebendigen Arbeit gehören der Privatarbeit an. Als vergegenständlichte Arbeit stellt sie sich in den zwei ökonomischen Kategorien, als Gebrauchswert und als Tauschwert, der Ware dar. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis wichtig, dass der in der Privatarbeit versteckte gesellschaftliche Charakter erst im Arbeitsresultat als Tauschwert der Ware seine eigentümliche, sachliche Form erhält. Marx spricht deshalb auch vom „Doppelcharakter der in den Waren dargestellten Arbeit“.

Nur vom Standpunkt der Ware wird dieser Doppelcharakter zum „Springpunkt“, um den sich „das Verständnis der politischen Ökonomie dreht“ (Marx). Erst als geronnene, vergegenständlichte Arbeit erhält die Arbeit ihre spezifisch gesellschaftliche Form, während sie als Privatarbeit diese gesellschaftliche Form noch nicht besitzt, denn sie ist gerade das Gegenteil: keine direkt gesellschaftliche Arbeit. Indem Müller die abstrakte Arbeit, die ebenso wie die konkret-nützliche als Privatarbeit verausgabt wird, mit der spezifisch gesellschaftlichen Form verbindet, während das für die konkret-nützliche Arbeit nicht gelten soll, entkoppelt er beide voneinander. Der innere Zusammenhang geht verloren, den Müller im obigen Zitat noch klar kennzeichnete: Arbeit, so

¹⁰ Marx spricht deshalb auch von der „Inkongruenz zwischen der Wertgröße und ihrem relativen Ausdruck“. Deshalb könne der relative Wert einer Ware wechseln, obgleich ihr Wert konstant bleibe, wenn nämlich der Wert der anderen Ware wechselt, worin sich der Wert darstellt. (MEW 23: 69)

seine These, sei konkret und zugleich abstrakt. „Denn wo konkrete Arbeit geleistet wird, wird auch abstrakte Arbeit geleistet.“ Nun sagt er: Arbeit ist konkret-nützlich, eine zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten. Zugleich ist sie abstrakt. Jedoch in dieser Bestimmung soll sie keineswegs nur die Reduktion von konkreter Arbeit auf abstrakte Arbeit sein, also eine feste Einheit mit ihr bilden. Sie soll zusätzlich eine spezifisch-gesellschaftliche Bestimmung haben. Ein Keil ist gesetzt zwischen beiden Aspekten der Arbeit.

Nun ist der Schritt nicht mehr groß, die Zeitmessung der abstrakten Arbeit selbst in Frage zu stellen. Mit der Uhr lassen sich zwar konkrete Arbeitsvorgänge messen, diese Zeitmessung ist jedoch blockiert für die abstrakte Arbeit, da diese zusätzlich ein gesellschaftliches Verhältnis einschließen soll. Ein spezifischer Meßvorgang deutet sich an, der in Richtung Tausch verweist.

Eine zweite Unklarheit kommt hinzu: Als besondere Eigenschaft der abstrakten Arbeitstätigkeit wird der Gegensatz von Privatarbeit, deren gesellschaftlicher Charakter ihr nur anhaftet, und der gesellschaftlichen Form, die das Arbeitsprodukt als Ware erhält, vernebelt. Die Wertform des Arbeitsprodukts, die die Zirkulation als Ware eröffnet, verschmilzt mit der abstrakten Arbeit, die auch nach Auffassung Müllers doch allein der Produktion angehört. Jedoch ist diese scharfe Trennung nicht mehr gegeben, wenn die spezifisch gesellschaftliche Form bereits ein Attribut der abstrakten Arbeit ist. So wandert die abstrakte Arbeit aus der Produktion heraus, bis sie schließlich – wie bei der von Müller kritisierten monetären Wertauffassung – „durch den Tausch zustande kommt“. Der Teufel steckt im Detail. Sobald man der abstrakten Arbeit die spezifisch gesellschaftliche Bestimmung andichtet und sie nicht klar genug von der vergegenständlichten Arbeit unterscheidet, die in der warenproduzierenden Gesellschaft erst die Wertform erhält, ist die Fehldeutung der Werttheorie vorprogrammiert.

Der von Marx herausgefundene „Doppelcharakter“ hat sich nun in der Weise verschoben, dass die spezifisch gesellschaftlich bestimmte abstrakte Arbeit in Richtung Zirkulationssphäre wandert, also dorthin, wo die privat verausgabte Arbeit als Wert erscheint. Das ist dann nicht mehr die abstrakte Arbeit, sondern die geronnene, vergegenständlichte Arbeit, die so erscheint. Unter der Hand entfernt sich die abstrakte Arbeit von der konkreten Arbeit. Sie erhält den Charakter von bereits vergegenständlichter Arbeit, während die konkrete Arbeit lebendige Arbeit bleibt. Der Doppelcharakter der Arbeit ist aufgelöst, so dass sich Müllers richtiger Satz, „wo konkrete Arbeit geleistet wird, wird auch abstrakte Arbeit geleistet“, ins Gegenteil verkehrt.

Dass Müller seine Auffassung von der abstrakten Arbeit von anderen Autoren übernommen hat, muss hier nicht besonders betont werden. Bereits Isaak Iljitsch Rubin, ein russischer Marxinterpret der 1920er Jahre, hatte die Tür in Richtung einer monetär interpretierbaren Werttheorie geöffnet, indem er nach langem theoretischen hin und her die abstrakte Arbeit mit der spezifisch gesellschaftlichen Bestimmung in Verbindung brachte.

Kapitel: Das Geld

Müller hat die Bestimmungen des Geldes, dessen Funktionen und die Verbindung zum Kredit im Großen und Ganzen gut nachvollziehbar dargestellt. Er hebt hervor, dass die „Arbeitswerttheorie“ der „logisch-genetische Schlüssel zum Verständnis des Geldes, seines Wesens“ (S. 222), ist und widerlegt die von verschiedener Seite vorgebrachten Einwände gegen die Marxsche Lösung des Geldrätsels. Seine umfassenderen Aufräumarbeiten zielen nicht nur auf die Vertreter der monetären Wertauffassung sondern auch auf das „nichtmarxistische Geldverständnis“ bürgerlicher Ökonomen (S. 237ff). Die Marxsche Geldtheorie, vor allem das Verhältnis von Ware und Geld, wird historisch illustriert und auf diese Weise dem Leser näher gebracht.

Springpunkt für das Verständnis des heutigen Währungssystems ist die Frage nach der Bedeutung des Goldes. Ist Gold die Geldware und ist eine Geldware überhaupt erforderlich, nachdem mit dem Ende von Bretton-Woods die Goldeinlöschungspflicht von Banknoten nicht mehr gilt?

Viele Autoren, darunter auch etliche, die sich an der Marxschen Werttheorie orientieren, halten Gold als Geldware für überflüssig. Der Staat könnte willkürlich Geld schaffen, meinen viele. Geld sei ein Geschöpf der Rechtsordnung. Das im Geld enthaltene gesellschaftliche Verhältnis könne auch in Papiergeld oder Kreditgeld ohne Bezug auf eine Geldware ausgedrückt werden.

Müller kritisiert solche Positionen und hebt mit Marx hervor, dass eine Geldware unbedingt erforderlich sei, worin sich die Werte der Waren einheitlich im Körper dieser Geldware darstellen und worin sie in den stofflichen Einheiten (z.B. x Gramm Gold, Feinunze Gold) dieser Geldware gemessen werden. Als Maß der Werte sei sie unverzichtbar. In dem Unterkapitel „Das Messproblem“ weist Müller detailliert nach, dass bloße Wertzeichen diese Funktion gerade nicht übernehmen können (S. 287). „Messen ist quantifizierendes Vergleichen zwischen Größen gleicher Art“. (S. 295) Seine Aufräumarbeiten fallen hier gründlich aus.

Müller weist darauf hin, dass Gold Geldware geworden ist ganz unabhängig von der staatlichen Gesetzgebung. In seinem Streifzug durch die Geldgeschichte illustriert er diese ökonomische Geldwerdung des Goldes, das mehr und mehr die allgemeine Äquivalentform erhielt, die schließlich durch gesellschaftlich Gewohnheit mit der stofflichen Natur der Ware Gold verwachsen sei. Man sollte bedenken, schreibt Müller, dass „Gold weder durch einen juristischen Akt Geld geworden war, noch ... durch einen juristischen Akt von seiner Geldrolle entbunden werden kann“. (S. 272) Daraus folgt, dass die Suspendierung der Goldeinlöschungspflicht von Banknoten durch das Ende des Bretton-Woods-Systems nichts an der ökonomischen Rolle des Goldes als Geldware geändert hat. Die faktische Konvertibilität der Banknote in Gold bleibe bestehen, auch wenn die gesetzliche Konvertibilität beseitigt worden sei.

Diese „Geldwaretheorie“ zu akzeptieren beinhalte keineswegs, dass Goldmünzen auch zirkulieren müssten. Die heutigen „Geldzeichen“ seien „Repräsentanten der Geldware Gold geblieben, obgleich fixe juristische Bindungen zwischen ihnen und dem Gold aufgehoben wurden“. (S. 274)

Welche der heutigen „Geldzeichen“ gehören dazu?

Müller nennt „das Papiergeld der Zentralbanken“, also die „inkonvertiblen Banknoten“ (S. 274). Das entspricht ganz der Marxschen Auffassung, wonach die Geldware Gold als Wertmaß unverzichtbar sei, nicht aber in der Funktion als Zirkulationsmittel. Hier sei es „repräsentationsfähig“, so dass diese Funktion durch Stellvertreter vollzogen werden kann. Diese bloß symbolische Existenz des Geldes, so Marx weiter, führe schließlich zum „Staatspapiergeld mit Zwangskurs“, dem vollendeten Wertzeichen (MEW 23: 141ff) Der Staat hat also den entsprechenden Banknoten eine „eigene objektiv gesellschaftliche Gültigkeit“ verliehen, die bei heutigen Zentralbanknoten immer noch existiert: „Euro-Banknoten sind im Euro-Währungsgebiet das einzige unbeschränkte gesetzliche Zahlungsmittel,“ schreibt die Deutsche Bundesbank in ihrer Broschüre „Geld und Geldpolitik“, S. 22. Weiter heißt es: „Jeder Gläubiger einer Geldforderung muss vom Schuldner Banknoten ... als Erfüllung seiner Forderung annehmen“.

Unterkapitel „Kredit und Geld“

Müller kritisiert die Gleichsetzung von Geld und Kredit sowie die Vorstellung, Geld resultiere aus Kreditbeziehungen. „Wie soll sich aus individuellen Gläubiger-Schuldner-Verhältnissen das Geld, das allgemeine Äquivalent des Warentauschs, gebildet haben?“ (265) Das sei unmöglich.

Müller bringt zahlreiche Beispiele, aus denen hervorgeht, das „Geld und Kredit zwei unterschiedliche Kategorien“ (S. 267) sind und verweist auf die kaum zitierte Marxsche Kritik an Darimon in den Grundrissen, der fälschlicherweise Geldumlauf und Kredit identifiziert habe.

Der Geldkredit sei, so Müller, die befristete Überlassung von Bargeld (Banknoten, Münzen), aus dem sich für den Kreditgeber ein Anspruch auf Geld (Rückzahlung plus Zins) ableitet und dieser Anspruch sei etwas anderes als das Geld selbst.

Das „Giralgeld“ bezeichnet Müller als „die Guthaben auf den Girokonten der Banken“. (S. 269) Solche Guthaben können nur Kredite sein, mit der Bank als Schuldnerin und dem Inhaber des

Girokontos als deren Gläubiger. Sie sind mit anderen Krediten, wie beispielsweise Termingeld oder Sparguthaben, vergleichbar. Der große Unterschied besteht jedoch darin, dass der Inhaber des Girokontos jederzeit über sein Guthaben verfügen und durch Übertragung seiner Forderung eigene Zahlungen erledigen kann. Solche Überweisungen gehören längst zu unserem täglichen Leben und müssen hier nicht näher erläutert werden. Jeder weiß, dass mit Überweisungen keine Banknoten zirkulieren, sondern dass die Forderung gegenüber der Bank zirkuliert, dass sie auf das Konto des Zahlungsempfängers übertragen wird.

Eine solche Kredittransaktion ersetzt das Geld. Wenn jedoch Guthaben auf dem Girokonto eine Forderung gegenüber der Bank sind, dann stellen sie nach den Überlegungen von Müller einen Kredit dar und können gerade kein Geld sein. Auch wenn sie durch Banküberweisung transferiert werden, handelt es sich immer noch um Kredittransaktionen und nicht um einen Händewechsel von Geld weder in der Form der Geldware Gold noch des Repräsentanten der Geldware.

Würde der Zahlungsempfänger die erhaltene Bankforderung vom Girokonto abholen und sie sich bar auszahlen lassen, erhielte er tatsächlich Geld. In diesem Fall hat er seinen jederzeit einlösbaren Anspruch auf Geld, seine Forderung gegenüber der Bank, in wirkliches Geld in Form der Zentralbanknoten umgewandelt.

Wenn Müller von „Giralgeld“ spricht, aber jederzeit transferierbare Guthaben, also Kredite, meint, folgt er dem allgemein üblichen Sprachgebrauch, mit dem Unterschied allerdings, dass er eine Trennlinie zwischen Geld und Kredit zieht und beides nicht miteinander vermengt. Dennoch lädt die Rede vom „Giralgeld“ zu Missverständnissen in Richtung einer Verquickung von Geld und Kredit ein. Man sollte stattdessen von Buchkredit sprechen, wie Marx es tat (MEW 25:474f), um den begrifflichen Unterschied von Geld und Kredit auch sprachlich auszudrücken: „Statt der Papiernote kann die Bank dem A einen Buchkredit eröffnen... In diesem Fall findet gar keine Dazwischenkunft von Noten statt.... Wo also eine bloße Kredittransaktion die Zahlungen vermittelt.“

Insgesamt ist festzuhalten, dass Müller die Marxsche Wert-, Geld- und Kredittheorie für immer noch aktuell erachtet und in ihr eine korrekte, kritische Analyse heutiger Verhältnisse sieht. Die Meinung etlicher Marxkritiker, sowohl die Werttheorie als auch die Geld- und Kredittheorie hätten sich als unhaltbar erwiesen, sie seien widersprüchlich und durch neuere Entwicklungen im Geld- und Kreditwesen historisch längst überholt, weist Müller zurück. Er gelangt zu dem Ergebnis, dass diese Marx-Kritik insgesamt schwach und misslungen ist. Müller korrigiert viele Missverständnisse und Fehlinterpretationen auf Seiten der Marxkritiker und unternimmt große Anstrengungen, seine Anti-Kritik verständlich darzulegen.

Text 2: Antworten von Klaus Müller auf Guenther Sandlebens „Bemerkungen zu dem Buch von Klaus Müller (2024) ‚Steile Pfade, lichte Höhen. Marxistische Theorie im 21. Jahrhundert‘

13. Oktober 2025

Kapitel „Mehr, mehr, immer mehr“

Zur „häuslichen Umsonstarbeit“ völlig d'accord mit Dir. Dein Einwand beruht auf einem Missverständnis. Anders als Georg Quaas, der behauptet, die Hausarbeit schaffe ökonomische Werte (Wirtschaft und Gesellschaft 51 (2): 118), weiß ich, dass die Hausarbeit keinen Wert bildet. Ich sage nur, dass Marx die häusliche Reproduktionsarbeit der nichtarbeitenden Familienmitglieder in die Wertbestimmung der arbeitenden Familienangehörigen einbezieht, also in die Bestimmung des Werts der Ware Arbeitskraft. Damit ist die häusliche Reproduktionsarbeit eben nicht umsonst geleistet und die Forderung feministischer Ökonominen, sie in die Wertbestimmung einbeziehen, gegenstandslos. Ich sehe es wie Du und Marx: die der Eigenversorgung dienende Arbeit bildet keinen Wert, anders als die Arbeit, die Produkte für den Tausch erzeugt. Es könnte aber sein, dass die Feministinnen die häusliche Arbeit tatsächlich als wertbildende Arbeit verstehen (wie Quaas), dann würde ich sie einseitig auslegen und Deine Kritik wäre berechtigt, dass ich ihre Auffassung „nicht entschieden genug“ zurückweise. (S. 1)

Abstrakte Arbeit: Physiologisch oder historisch-sozial

Du schreibst, ich würde zwei Begriffe von abstrakter Arbeit (aA) verwenden, einen „naturalistischen“ und einen spezifisch gesellschaftlichen, eine verwirrende Verdopplung. Genau diesen Vorwurf macht Heinrich Marx und ich halte ihn für unbegründet. Marx hat *einen* Begriff von aA, den ich zu erläutern versuche.

Der Begriff der aA setzt sich aus zwei Komponenten zusammen: aA ist erstens allgemein menschliche Arbeit, also Arbeit schlechthin (das ist für Marx eine notwendige, aber noch *keine* hinreichende, vollständige Bestimmung des Begriffs aA). Arbeit schlechthin ist noch keine aA, sie ist deren physiologische Komponente. Hinzukommen muss zweitens, dass die allgemein menschliche Arbeit geleistet wird, um Waren herzustellen. aA ist Waren produzierende Arbeit. Erst wenn Produkte als Waren, für den Tausch, produziert werden, wird sie zur aA. M. a. W: Allgemein menschliche Arbeit ist noch keine wertbildende Arbeit, sie muss es erst werden. (siehe Steile Pf. 113f) Das sind keine zwei, das ist *ein* Begriff von aA. Du meinst, ich würde mich in Widersprüche verstricken, wenn ich die spezifisch gesellschaftliche Bestimmung der Arbeit als entscheidendes Merkmal der aA betone. (S.2) „Dann schwimmt der Wert mit der Arbeitszeit, die Zeitmessung mit dem Produktionsverhältnis ..., das Produktionsverhältnis aber würde sich der Zeitmessung entziehen.“ (S. 2) Ich sehe es so: Der Wertbegriff besitzt vier Dimensionen, er ist ein Produktionsverhältnis, hat eine Substanz, eine Größe und erscheint als Tauschwert. Die vier Seiten bilden eine Einheit, existieren nicht getrennt voneinander und können auch nicht gegenübergestellt – genauer: gegeneinander ausgespielt – werden. Das geschieht aber, wenn z. B. behauptet wird, wer die Wertgröße diskutiert, übersähe, dass es um ein Produktionsverhältnis geht. Und ein Produktionsverhältnis könne nicht quantifiziert werden. Denken viele. Aber warum sollte ein Verhältnis nicht quantifiziert werden können? Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit (die Wertgröße) ist doch gerade die Quantifizierung des Produktionsverhältnisses. Sie gibt an,

wieviel der Produzent Arbeit für die Gesellschaft verausgaben darf. Und der Wert ist die geronnene, abstrakte (gesellschaftlich notwendige) Arbeit, die gemessen wird in Arbeitszeit (direkte und indirekte Arbeitszeit). Substanz und Größe der Substanz gehören zusammen.

Richtiges und Falsches mischen sich in Deinen Ausführungen. Indem Du sagst, für Müller sei die aA eine historische Kategorie, die wertbildend ist, interpretierst Du mich korrekt, behauptest aber, das stünde im Widerspruch zu Marx, bei dem „die verausgabte Arbeit als abstrakte Arbeit erst als geronnene Arbeit ihre spezifische Form des Werts“ erhalte. (S. 6) Ist das ein Widerspruch? aA „in Bewegung“ („flüssige“ Arbeit) wird erst als geronnene Arbeit Wert. Insofern kein Dissens. aA ist stets *Waren produzierende* Arbeit. Nur die Waren produzierende Arbeit besitzt einen Doppelcharakter und nicht die Arbeit schlechthin. Keine Warenproduktion und die „im Arbeitsprodukt geronnene Arbeit würde nicht die Form des Werts erhalten.“ (S. 6) Einverstanden, ich glaube, hier sind wir einer Meinung. Aber im nächsten Satz schlussfolgerst Du: „Sie wäre also gerade keine Wertbestimmung, wie Müller von der abstrakten Arbeit generell behauptet.“ Der Schluss ist falsch, die Arbeit wäre ja dann auch keine aA, da aA, wie mehrfach betont, an die Warenproduktion gebunden ist. Man sieht daran, wie man unweigerlich ins Stolpern gerät, wenn man die aA als etwas Überhistorisches begreift.

Wert, Wertgröße, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit

Kein Dissens zwischen uns: Arbeit ist nicht Wert, sie bildet Wert. Daraus zieht Quaas den falschen Schluss. Er meint, weil die Arbeit keinen Wert hat, könne der Wert auch keine Arbeit sein. (Am Rande: Was mich an Deinen insgesamt sehr hilfreichen und bedenkenswerten Bemerkungen wirklich irritiert, ist, dass Du den falschen Interpretationen des Georg Quaas folgst, der sich selbst als bürgerlich einordnet, also gerade kein marxistischer Ökonom, auch kein Anhänger der Arbeitswerttheorie sein will – was ihm selbstverständlich zugestanden werden muss – der aber, und das ist nicht hinzunehmen, die marxsche Werttheorie, insbesondere die Wertgrößenbestimmung falsch wiedergibt.) Doch der Wert ist Arbeit im ruhenden oder wie Marx sagt, im geronnenen Zustand, ist Gallerte menschlicher Arbeit, und der kann nur gegenständlich, d.h. in einem anderen Gebrauchswert, ausgedrückt werden. Weshalb meine Gleichsetzung von gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit und Wertgröße im Widerspruch dazu stehen soll, wie Du schreibst, verstehe ich nicht. Was ist der Widerspruch, woraus ergibt sich die angebliche Verwirrung? (S.3/4) Und warum ist meine Darstellung ein „Rückschritt gegenüber der „sehr klaren Analyse von Marx“? (S.3) Es ist doch seine Auffassung, die ich wiedergebe. Hier nochmal die Kernpunkte in Abgrenzung zu Quaas' unakzeptablen Auslegungen:

„Der Wert der Waren stellt menschliche Arbeit dar“ (MEW 23: 59)

„Da die Wertgröße einer Ware nur das Quantum der in ihr enthaltenen Arbeit darstellt ... (MEW 23: 60). (Quaas behauptet unbeeindruckt davon, Marx sage im „Kapital“, dass der Wert *keine* Arbeit sei).

Marx ganz klar: Die Arbeit „hat selbst keinen Wert“, *aber* sie „ist die Substanz und das immanente Maß der Werte.“ (MEW 23: 559)

„Ein Gebrauchswert oder Gut hat ... nur einen Wert, weil abstrakt menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist. Wie nun die Größe seines Werts messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen ‚wertbildenden Substanz‘, der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst misst sich an ihrer Zeitdauer...“ (MEW 23: 53)

Eindeutiger geht es nicht: Die Arbeit bildet den Wert. Die Substanz des Werts ist die (vergegenständlichte, materialisierte) Arbeit. Die Größe des Werts entspricht dem Quantum Arbeit. Das Quantum Arbeit (und damit die Größe des Werts) werden in Arbeitszeit ausgedrückt. Wie kannst Du mich dafür kritisieren, dass ich den Wert mit abstrakter Arbeit und die Wertgröße mit der Arbeitszeit gleichsetze, wenn doch Marx, wie die Auswahl von Zitaten zeigt, nichts anderes macht?

Auch Quaas erkennt nicht, dass und wie Marx den Wert und seine Größe definiert. Er scheitert an seiner streng deterministischen Interpretation der Marxschen Aussage – die Arbeit sei die Ursache, der Wert die Wirkung, und die Ursache könne nicht die Wirkung sein –, eine zweifelhafte kausale Auslegung des Zitierten, die ihm die Konstruktion eines mathematischen Modells erleichtert.

Relativität der Zeit

„Das Quantum ist nicht mehr die Arbeitszeit, auch wenn diese das Quantum misst!“ (S. 4) Verstehe ich nicht. Was ist das Quantum (der wertbildenden Substanz) dann, wenn es nicht mehr die geronnene Arbeitszeit ist?

Ja klar, eine (physikalische, geleistete) Stunde ist eine Stunde, und ob man in ihr 10 oder 20 Produkte herstellt, fünf oder 20 km zurücklegt, ändert daran nichts. Wenn aber die durchschnittliche Arbeitszeit, eine bestimmte Menge Garn in eine bestimmte Menge Gewebe umzuwandeln – also die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit – nur eine halbe Stunde beträgt, dann gilt diese halbe Stunde auch für den Produzenten, der mehr Zeit benötigt (übrigens auch für den, der weniger Zeit benötigt). Und wird zum Wert getauscht, was ja immer angenommen wird, dann erhält der Produzent ein Gut im Wert von einer halben Stunde ersetzt, obwohl er eine Stunde verausgabt hat. Das ist einfach der Unterschied zwischen der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, der Wertgröße, und den davon abweichenden individuellen Arbeitszeiten. Eine Verrenkung kann ich daran nicht erkennen. Es ist logische Konsequenz der Marxschen Wertbestimmung.

Die Verwirrung kommt bei Dir hinein, weil Marx schreibt, das *Produkt* seiner individuellen Arbeitsstunde stelle nur noch eine halbe gesellschaftliche Arbeitsstunde dar und Du das so auslegst, dass sich das Produkt, nicht aber die lebendige Arbeitszeit ändere. Mit dem Ausdruck „Produkt“ meint Marx hier aber nicht das Stoffliche, sondern den Wert, die geronnene gesellschaftlich notwendige Arbeit. (Die Arbeit bildet Wert; der Wert ist das Produkt der Arbeit). Der Wert, genauer die Wertgröße, ist die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit (hier eine halbe Stunde), wie groß auch immer die tatsächlich geleistete individuelle Arbeitszeit sein mag, z. B. eine ganze Stunde. Deshalb halte ich auch meine Kritik am Begriff des individuellen Werts aufrecht.

Intensität der Arbeit und Wertgröße

Ich bin mir nicht sicher, aber Du könntest mit deinen Einwänden Recht haben. Ich habe mich, als ich unterschied zwischen den Wirkungen einer ausnahmsweisen und einer verallgemeinerten Intensitätssteigerung, an Marx' Bemerkung gehalten: „Steigerte sich die Intensität der Arbeit in allen Industriezweigen gleichzeitig und gleichmäßig, so würde der neue höhere Intensitätsgrad zum gewöhnlichen gesellschaftlichen Normalgrad und hörte damit auf, als extensive Größe zu zählen.“ (MEW 23: 548) Hörte auf, als extensive Größe zu zählen, kann aber nur bedeuten, hörte auf, mehr Wert zu bilden. So meine Auslegung der Marxschen Bemerkung. Vielleicht kannst Du mir immerhin zugestehen, dass diese Auslegung möglich ist.

Fetisch der Warenproduktion

Du: Müllers „Analyse des Warenfetisch bleibt ... verschwommen.“ Indem ich sage, dass das Geheimnisvolle der Ware nicht aus den Wertbestimmungen resultiert, würde ich von Marx abweichen, der genau das Gegenteil gesagt hätte. Was aber sagt Marx? Er sagt genau das, was ich von ihm übernommen habe, es ist der Satz, den auch Du aus MEGA II: 44 zitierst: „Der mystische Charakter der Ware ... entspringt ebensowenig aus dem Inhalt der Wertbestimmungen ...“ Er entspringt also nicht aus den Wertbestimmungen (aus den Gebrauchswertbestimmungen gleich recht nicht). Seine Begründung: denn die Wertgröße, „die Zeitdauer jener Verausgabung oder die Quantität der Arbeit“ ist „sogar sinnvoll von der Qualität der Arbeit unterscheidbar.“ (MEW 23: 85). Also nichts Mystisches. Du liest Marxens Satz einfach falsch (kann vorkommen).

Monetäre Werttheorie

Richtig: „Die Werttheorie wird durch diese monetäre Uminterpretation völlig entstellt und ins Absurde gekehrt.“ (S. 7)

Aber: „Müllers Kritik an der monetären Wertauffassung ist halbherzig ...“, sagst Du, weil, so habe ich Dich verstanden, meine Aussage, dass aA eine spezifisch gesellschaftliche Bestimmung von Arbeit sei, bedeuten würde, dass dadurch die „gesellschaftlich bestimmte abstrakte Arbeit in Richtung Zirkulationssphäre wandert“ ... und so der Doppelcharakter der Arbeit aufgelöst werde. Das ist so nicht gemeint: Die in der Produktion verausgabte aA ist eine gesellschaftliche bestimmte Kategorie, sie wird dies nicht erst in der Zirkulation. Sie gibt als wertbildende Arbeit an, wie viel Arbeitszeit der Produzent für die Gesellschaft aufwenden darf. Dass sich diese Größe erst im Austausch zeigt, bedeutet nicht, dass sie erst dort entsteht. Keine Verschiebung der Verausgabung von aA in die Zirkulation!

Geld

Statt, wie üblich geworden, vom Giralgeld zu sprechen, kann man Buchkredit dazu sagen. (S. 9)
Kann man.

Text 3: Zum Unterschied von Geld und Kreditgeld von Guenther Sandleben

20. Januar 2026

Lieber Klaus Müller

Über das Geldkapitel in deinem Buch (Steile Pfade, lichte Höhen) habe ich auch nach unserem schriftlichen Austausch weiter nachgedacht. Das hat viel Zeit gekostet und kann ein wenig von meiner arg verspäteten Antwort erklären. Bitte entschuldige. Ich haderte vor allem damit, ob die kritischen Hinweise von mir zu Geld und Kredit berechtigt sind.

Ich schrieb: „Wenn Müller von „Giralgeld“ spricht, aber jederzeit transferierbare Guthaben, also Kredite, meint, folgt er dem allgemein üblichen Sprachgebrauch, mit dem Unterschied allerdings, dass er eine Trennlinie zwischen Geld und Kredit zieht und beides nicht miteinander vermengt. Dennoch lädt die Rede vom „Giralgeld“ zu Missverständnissen in Richtung einer Verquickung von Geld und Kredit ein. Man sollte stattdessen von Buchkredit sprechen, wie Marx es tat (MEW 25:474f), um den begrifflichen Unterschied von Geld und Kredit auch sprachlich auszudrücken. Statt der Papiernote kann die Bank dem A einen Buchkredit eröffnen... In diesem Fall findet gar keine Dazwischenkunft von Noten statt.... Wo also eine bloße Kredittransaktion die Zahlungen vermittelt.“

Dein knapper Hinweis dazu: „Statt, wie üblich geworden, vom Giralgeld zu sprechen, kann man Buchkredit dazu sagen. (S. 9) Kann man.“

Geht es nur um die Wortwahl, oder steckt mehr dahinter, so meine Fragestellung. Um deine Position genauer zu erfahren, habe ich noch zwei weitere Bücher zu Rate gezogen: Das Geld (PapyRossa 2022) und das von Dir zusammen mit Stephan Krüger herausgegebene Buch, Das Geld im 21. Jahrhundert, PapyRossa 2020.

Geld, sagst Du, ist Gold (Geldware) als Maß der Werte. Gold zirkuliert entweder selbst oder durch Stellvertreter. Geld ist also die Einheit von Geldware und Stellvertreter. Und Du rückst die Geldbestimmung von Marx (z. B. Steile Pfade, S. 230) in den Vordergrund, wonach die Ware, welche als Wertmaß und daher auch, leiblich oder durch Stellvertreter, als Zirkulationsmittel funktioniert, Geld sei.

Marx spricht hier vom „Zirkulationsmittel“, nicht vom Zahlungsmittel. Der Wechsel ist unbestritten Kreditgeld. Kann er, so meine Problemstellung, die Funktion des Zirkulationsmittels ausüben? Ich bin die Marxschen Texte durchgegangen und habe immer nur gefunden, dass der Wechsel, soweit er nicht „absolut als Geld fungiert“ (=durch Ausgleichung von Forderungen ist Geld nicht mehr erforderlich), bis zum Verfall- und Zahlungstag nur die Funktion des Zahlungsmittels erledigen kann.

Meine Frage an dich: Kennst Du einen Hinweis von Marx, dass der Wechsel (oder das Kreditgeld generell) auch als Zirkulationsmittel fungieren kann?

Die Preisform der Waren wird in €, \$, Pfund etc. ausgewiesen. Sie schließt die Veräußerlichkeit der Waren gegen Geld, also gegen diese offiziellen Währungen (allesamt sind Staatspapiergeld mit

Zwangskurs) ein. Der Verkäufer der Ware realisiert darin den Preis und kann mit dem Geld, das die Form unmittelbarer Austauschbarkeit mit allen anderen Waren besitzt, die Waren seines Bedarfs kaufen. Die Metamorphose der Ware wäre mit dem Kauf abgeschlossen. Anders beim Wechsel, wo die Metamorphose erst abgeschlossen ist, wenn das im Wechsel verbrieftete private Geldversprechen des Käufers vom Schuldner durch Geld beglichen wird. Erst jetzt, mit dem Geld, besteht die Form unmittelbarer Austauschbarkeit mit anderen Waren. Der Verkäufer hat nun seinen Warenwert tatsächlich in Geld verwandelt. Man sieht: Geld ist der verselbständigte Wert der veräußerten Ware im Unterschied zum Wechsel, der privat garantiert, ein bloßes Zahlungsverprechen ist, und eingelöst werden muss in das jeweilige Staatspapiergeld mit Zwangskurs, auf das der Wechsel lautet. Das Kreditgeld ist also nicht das Geld selbst. Es sollte deshalb mit dem Zentralbankgeld auch nicht in eine Reihe gestellt werden.

Ich weiß, dass Dir das alles bekannt ist und dass ich mir deshalb weitere Erläuterungen unbedingt ersparen muss, um dich nicht unnötig zu langweilen. Ich will nur darauf hinaus, dass der Wechsel nicht als Zirkulationsmittel fungieren kann, eben weil er kein Geld ist und deshalb im Unterschied zum Stellvertreter nicht die Geldware vertritt. Es macht also Sinn, wenn Marx vom Kreditgeld sagt, dass es nur die Funktion des Zahlungsmittels, nicht des Zirkulationsmittels ausübt (von der Funktion „absolut als Geld“ zu fungieren ist wiederum abgesehen).

Du verweist immer wieder darauf, dass der Wechsel nur Kreditgeld ist, „das ‚richtiges Geld‘ fordert“ (z.B. Pfade, S. 230). Den Unterschied hast Du stets hervorgehoben, nicht jedoch die damit wesentlich zusammenhängenden Bestimmungen, dass der Wechsel, eben weil er kein „richtiges Geld“, d. h. das allgemeine Äquivalent (Form der unmittelbaren Austauschbarkeit) ist, die Zirkulationsmittelfunktion nicht ausüben kann. Diese Funktion ist nur der Geldware und dem Stellvertreter der Geldware vorbehalten, der heutzutage annähernd vollständig die Geldzirkulation bewerkstelligt.

Ins Grübeln bin ich auch deshalb geraten, weil Du zu meinen scheinst, dass der Wechsel auch als Zirkulationsmittel dienen kann. Mich überrascht diese Zuordnung umso mehr, als Du darauf hinweist, dass beim Verkauf gegen Wechsel (Kreditkauf) die Zentralbanknote zugleich als ideelles Kaufmittel fungieren würde. Könnte der Wechsel die Kaufmittel- das heißt die Zirkulationsmittelfunktion selbst wahrnehmen, dann bräuchte er dies „ideelle Kaufmittel“ gar nicht.

Auch dem „Buchgeld“, das Du als Kreditgeld bezeichnest, hast Du die Zirkulationsmittelfunktion zugeordnet, so als wäre es selbst der Stellvertreter der Geldware. Zugleich hebst Du immer wieder hervor, dass es sich beim „Buchgeld“ um eine Forderung und nicht um das Zentralbankgeld selbst handelt, also um „kein richtiges Geld“, das nur „richtiges Geld fordert“. Das wäre auch meine Meinung. Den praktischen Beweis liefern auch die immer wieder auftretenden Bankenkrisen, wo die Bankkunden panikartig versuchen, ihre Bankeinlagen abzuziehen, um nicht durch eine Pleite der Bank ihre privat garantierte Geldforderung zu verlieren. Sie versuchen, ihre notleidende Geldforderung in „richtiges Geld“ möglichst schnell zu verwandeln. Das verhält sich hier ähnlich wie beim Wechsel, der das Warengeschäft – also Kredit in Warenform – zur Grundlage hat und nicht den Geldkredit. Jede Geldkrise führt den wesentlichen Unterschied von „richtigem Geld“ und Kreditgeld vor Augen.

Du lässt keinen Zweifel aufkommen, dass zum „richtigen Geld“ neben der verborgenen Geldware die Zentralbanknoten gehören, die als Staatspapiergeld mit Zwangskurs die Geldware vertreten und deshalb nicht nur als Zahlungsmittel sondern als Zirkulationsmittel fungieren.

Was ich nach meinen bisherigen Überlegungen nicht teilen kann und als Widerspruch zur Marx-schen Geld- und Kredittheorie betrachte sind gelegentliche Hinweise von Dir, die darauf hindeuten könnten, dass Du das „richtige Geld“ und zumindest einen Teil des Kreditgeldes in eine Reihe bringst mit dem „Giralgeld“. So schreibst Du (Pfade, S. 269):

„Geld ist das Zirkulations- und Zahlungsmittel...Es handelt sich dabei um das Bargeld – die Bankno-ten und Münzen – und das Giralgeld, die Guthaben auf den Girokonten der Banken.“

Dass Du die Gefahr siehst, Geld- mit Kreditbestimmungen miteinander zu vermengen, beweist der sofort folgende Hinweis von Dir: „Kredit dagegen ist ein Schuldverhältnis“. Das sehe ich ebenso und würde deshalb das „Giralgeld“, dem Du auch den Namen „Buchkredit“ geben würdest, klar und deutlich vom „richtigen Geld“ unterscheiden. Banküberweisungen, die heutzutage als „Giralgeld“ bezeichnet werden, sind bloße Kredittransaktionen, die Zahlungen vermitteln, während bei der „Barzahlung“ etwa für den Kauf von Waren das „richtige Geld“, Zentralbanknoten oder Münzen, als Zirkulationsmittel der Ware gegenüberreten.

Eine Seite später (S. 270) hebst Du „linke Ökonomen“, darunter Stephan Krüger, hervor, die an der Auffassung festhielten, „dass Gold die Geldware geblieben“ sei. Auch ich halte diese Erkenntnis für zentral und empirisch bedeutsam, weil die Geldware als einheitliches Maß der Werte das unver-zichtbare Kettenglied zwischen Geld- und Werttheorie bildet.

Große Bedenken habe ich mit der unmittelbar sich anschließenden These, wonach die Geldware Gold „durch Papier- und Kreditgeld repräsentiert werde“. Ich habe gleich an das „Repräsentativ-geld“ von Stephan Krüger gedacht: Ein Mischmasch aus Zentralbankgeld, Kreditgeld und Kredit (near-money). Wertzeichen und Kreditzeichen werden ganz im Sinne der bürgerlichen Geldmen-gendefinitionen (M1, M2, M3) miteinander vermengt (Krüger (2012) Politische Ökonomie des Gel-des, S. 94ff), so dass der von Dir hervorgehobene Unterschied von Geld und Kredit gänzlich verlo-ren geht. Geld ist, was Geldfunktionen erfüllt, so die begriffslose, vulgäre Geldauffassung, zu der Krüger leider beiträgt, versehen mit dem falschen Stempel einer Marxschen Ursprünglichkeit.

Du scheinst mit der Anschauung vom „Repräsentativgeld“ arg zu hadern, denn Du gehst in den von mir erwähnten drei Büchern gar nicht darauf ein. Bitte kläre mich auf, ob ich Textstellen übersehen habe. Brennend interessiert mich, inwieweit Du die Anschauung vom Repräsentativgeld über-nommen hast und ich würde mich besonders freuen, wenn Du an einer Kritik daran arbeiten wür-dest. Ich selbst habe mir schon viele Gedanken gemacht, die ich irgendwann zu Papier bringen möchte.

Deine „Antworten auf Guenther Sandlebens Bemerkungen zu dem Buch von Klaus Müller (2024) ‚Steile Pfade, lichte Höhen. Marxistische Theorie im 21. Jahrhundert‘“ haben mich beruhigt, was die „häusliche Umsonstarbeit“ angeht, teilweise muss ich mich korrigieren, u.a. dank deines Hin-weises zu Georg Quaas. Zu dem wichtigsten Punkt unserer Differenz - Abstrakte Arbeit: Physiolo-gisch oder historisch-sozial – möchte ich nur anmerken, dass wir in der Sache gar nicht weit ausei-

Sandleben/Müller: Kritik und Antikritik – Diskussion 2025/26

nander liegen. Deine umfassenden Kenntnisse zur historischen Herausbildung des modernen Geld- und Kreditsystems bereichern mich immer wieder.

Abschließend möchte ich noch folgende Bitte vorbringen: Ich würde gern meine „Bemerkungen zu dem Buch von Klaus Müller (2024)“ und deine Antwort darauf auf meiner Home-Page <https://guenther-sandleben.de/> veröffentlichen. Was hältst Du davon und wärest Du damit einverstanden?

Ich wünsche Dir alles Gute für das Jahr 2026 und viel Lebenskraft, die Kritik der Politischen Ökonomie fortzuführen und sie gegenüber Fälschungen und Verzerrungen zu verteidigen. Da ziehen wir an einem Strang.

Herzliche Grüße

Guenther Sandleben

Text 4: Bemerkungen zu Günther Sandleben „Geld und Kreditgeld“ von Klaus Müller

23. Januar 2026

Diesen Text erhielt ich bereits am 23. Januar 2026, mit folgendem Anschreiben:

„Lieber Günther Sandleben, ja, wir sollten reden über die Probleme. Deshalb auch keine Einwände gegen deine Absicht, die Texte zu veröffentlichen, war es doch meine ursprüngliche Intention gewesen, die Diskussion über die strittigen Fragen und Interpretationen unserer Theorie in Gang zu bringen.

Auch Dir noch alles Gute für 2026.

Beste Grüße Klaus“

Nun der angehängte Text von Klaus Müller:

Bemerkungen zu Günther Sandleben „Geld und Kreditgeld“ vom Januar 2026

G.S.: Der Wechsel ist unbestritten Kreditgeld. Kann er, so meine Problemstellung, die Funktion des Zirkulationsmittels ausüben? Ich bin die Marxschen Texte durchgegangen und habe immer nur gefunden, das der Wechsel, soweit er nicht „absolut als Geld fungiert“ (=durch Ausgleichung von Forderungen ist Geld nicht mehr erforderlich), bis zum Verfall- und Zahlungstag nur die Funktion des Zahlungsmittels erledigen kann.

Meine Frage an dich: Kennst Du einen Hinweis von Marx, dass der Wechsel (oder das Kreditgeld generell) auch als Zirkulationsmittel fungieren kann?

Ich will nur darauf hinaus, dass der Wechsel nicht als Zirkulationsmittel fungieren kann, eben weil er kein Geld ist und deshalb im Unterschied zum Stellvertreter nicht die Geldware vertritt. Es macht also Sinn, wenn Marx vom Kreditgeld sagt, dass es nur die Funktion des Zahlungsmittels, nicht des Zirkulationsmittels ausübt (von der Funktion „absolut als Geld“ zu fungieren ist wiederum abgesehen).

(Klaus Müller) Indem das Geld die Warenzirkulation (Kauf/Verkauf) vermittelt, also in der Bewegung $W - G - W$, ist es Zirkulationsmittel (Synonym: Tausch- bzw. Kaufmittel). (23: 128) Beim Kauf stehen sich Ware und Geld direkt gegenüber. (MEW 13: 115) Kauf und Verkauf können durch Geldstellvertreter, z. B. durch Wechsel (Handelsgeld) – Marx sagt manchmal Obligationen dazu – vermittelt werden. Da Geld in der Zirkulationsmittelfunktion kein Selbstzweck ist, sondern nur den Kauf und Verkauf vermittelt, muss es zwar im Gegensatz zur Wertmaßfunktion reell vorhanden sein, aber es kann durch bloße Symbole oder Zeichen ersetzt werden. Während das „materielle Substrat“ des Geldes in seiner Bestimmung als Wertmaß wesentlich, seine Existenz aber unwesentlich, ja entbehrlich ist, kann das Geld als Gold oder Silber, soweit es nur Mittel des Tauschs ist, durch jedes andere Zeichen, das ein bestimmtes Quantum seiner Einheit ausdrückt, ersetzt werden. „Symbolisches Geld (kann) das reelle ersetzen, weil das materielle Geld als bloßes Tauschmittel selbst symbolisch ist.“ (MEW 42: 142) Zum „symbolischen Geld“ gehört auch der Wechsel. Er ist ein Zahlungsverprechen (aus der Sicht des Schuldners) bzw. eine Zahlungsforderung (Zahlungsanspruch) aus der Sicht des Gläubigers (Verkäufers). Deshalb ist der Wechsel immer nur Zirkulationsmittel, niemals Zahlungsmittel. (Ich weiß, an einer Stelle nennt Marx den Wechsel Zahlungs-

mittel (MEW 25: 413), gemeint ist hier der umlaufende Wechsel, der von seinem Inhaber weitergegeben, also noch nicht eingelöst wird. Die Bezeichnung Zirkulationsmittel wäre aber auch hier zutreffender (Kehrt der Wechsel nämlich zu Protest zurück, kann auch der, der glaubte mit dem Wechsel endgültig gezahlt zu haben, noch in die Zahlungspflicht genommen werden). Denn Geld als Zahlungsmittel (egal ob einst die Geldware oder seit langem Papiergeld mit Annahmezwang) schließt den Prozess ab. Es tritt erst bei Einlösung des Wechsels in die Zirkulation. Da der Warenübergang aber bereits früher (mit Hilfe des Wechsels) erfolgte, tritt bei Einlösung das Geld nicht als Zirkulationsmittel, sondern eben als Zahlungsmittel auf. Eindeutig dazu: MEW 23: 150 oder „Die Entwicklung des Geldes als Zahlungsmittel ernötigt Geldakkumulationen für die Verfalltermine der geschuldeten Summen.“ (MEW 23: 156), siehe auch MEW 13: 122)

G.S.: Ins Grübeln bin ich auch deshalb geraten, weil Du zu meinen scheinst, dass der Wechsel auch als Zirkulationsmittel dienen kann. Mich überrascht diese Zuordnung umso mehr, als Du darauf hinweist, dass beim Verkauf gegen Wechsel (Kreditkauf) die Zentralbanknote zugleich als ideelles Kaufmittel fungieren würde. Könnte der Wechsel die Kaufmittel- das heißt die Zirkulationsmittel-funktion selbst wahrnehmen, dann bräuchte er dies „ideelle Kaufmittel“ gar nicht.

(Klaus Müller) Nein, bräuchte er doch. Der Wechsel wird ausgestellt über, sagen wir, 100 Euro – die Zentralbanknote. Die 100 Euro sind ideelles Geld, ideelles Kaufmittel. Man muss den Betrag kennen – den Preis – um den Wechsel ausstellen zu können, die 100 Euro braucht man aber in diesem Moment nicht wirklich, daher eben nur ideell, vorgestellt. Marx: „Im großen und ganzen fungiert das Geld hier nur als Zahlungsmittel, d.h. die Ware wird verkauft nicht gegen Geld, sondern gegen ein schriftliches Versprechen der Zahlung an einem bestimmten Termin.“ Eindeutig: Zirkulationsmittel ist das Versprechen der Zahlung, und das Versprechen ist z.B. der Wechsel! Genauso Marx: „Diese Zahlungsversprechen können wir der Kürze halber sämtlich unter der allgemeinen Kategorie von Wechseln zusammenfassen. ... sie bilden das eigentliche Handelsgeld. Soweit sie schließlich durch Ausgleichung von Forderung und Schuld sich aufheben, fungieren sie absolut als Geld, indem dann keine schließliche Verwandlung in Geld stattfindet. Wie diese wechselseitigen Vorschüsse der Produzenten und Kaufleute untereinander die eigentliche Grundlage des Kredits bilden, so bildet deren Zirkulationsinstrument, der Wechsel, die Basis des eigentlichen Kreditgelds, der Banknoten usw.“ (MEW 25: 413) Wechsel ist Zirkulationsinstrument!

G.S.: ... würde deshalb das „Giralgeld“, dem Du auch den Namen „Buchkredit“ geben würdest, klar und deutlich vom „richtigen Geld“ unterscheiden. Banküberweisungen, die heutzutage als „Giralgeld“ bezeichnet werden, sind bloße Kredittransaktionen, die Zahlungen vermitteln, während bei der „Barzahlung“ etwa für den Kauf von Waren das „richtige Geld“, Zentralbanknoten oder Münzen, als Zirkulationsmittel der Ware gegenübertreten.

(Klaus Müller) Ja und nein. Giralgeld ist kein „richtiges“ Geld, worunter ich das Geld verstehe, dass Forderungen und Verbindlichkeiten vollständig auflöst. Aber es ist eine Kreditgeldart, eine Geldart also, die Forderungen und Verbindlichkeiten (bzw. Gläubiger-Schuldner-Verhältnisse) dokumentiert bzw. ausdrückt, daher als Anspruch auf „letztes“ Geld fungiert und als Zahlungsanspruch (bzw. Zahlungsverbindlichkeit, je nach dem) die Zirkulationsmittelfunktion des Geldes wahrnimmt. (Überweisungen vom Girokonto, auch Last- und Scheckverfahren, sind Verfahren, das Giralgeld zu nut-

zen, aber nicht das Giralgeld selbst. Ich hatte Dir zugestimmt, dass man beim Giralgeld auch von Buchkrediten sprechen kann. Das ist zu ergänzen und ein wenig zu relativieren: Auf das Girokonto können auch Bargelddbeträge eingezahlt worden sein. Was aber auf jeden Fall dort gebucht wird, sind die Lohn- und Gehaltszahlungen. Auf den Girokonten befinden sich nicht nur Kredite! Es sei denn Kredite der Kontoinhaber an die Bank. Es zeigt sich also: Giralgeld oder Buchgeld ist eine Art Kreditgeld, wobei Kreditgeld Forderung auf „richtiges“ Geld (heute Zentralbankbargeld) darstellt. Nur das Zentralbankbargeld ist Geld, das Forderungen/Verbindlichkeiten endgültig auflöst. Wenn aber die Überweisung vom Girokonto, ergo die Benutzung von Giralgeld, die Warentransaktion ermöglichte, dann ist dieses Zentralbankgeld nur ideelles Kaufmittel, kein tatsächlich benötigtes Zirkulationsmittel. Es ist Zahlungsmittel.

G.S.: Bitte kläre mich auf, ob ich Textstellen übersehen habe. Brennend interessiert mich, inwieweit Du die Anschauung vom Repräsentativgeld übernommen hast und ich würde mich besonders freuen, wenn Du an einer Kritik daran arbeiten würdest. Ich selbst habe mir schon viele Gedanken gemacht, die ich irgendwann zu Papier bringen möchte.

(Klaus Müller) Tendiere tatsächlich dazu, schon seit DDR-Zeiten, ohne es genau zu wissen und apodiktisch behaupten zu wollen, dass das gesetzliche Zahlungsmittel (Papiergeld mit Annahmewang) die Geldware repräsentiert. Das sage ich auch immer wieder (z. B. in „Das Geld“ 2022: 57) Die langfristige Goldpreisentwicklung widerspiegelt tendenziell die Änderung des Repräsentationsverhältnisses. Ob Gold noch die Geldware ist, darüber haben wir uns schon in der DDR gestritten, empirisch spricht ja das meiste dagegen. Unstrittig ist wohl nur die Bedeutung des Goldes als Wertaufbewahrungsmittel. (Zentralbankbestände in Gold!)

Es gibt auch die Auffassung, dass die Geldware Gold ersetzt worden sei durch andere Geldwaren, z. B. durch das Erdöl – der Gold-Dollar-Standard sei Anfang der 70er Jahre abgelöst worden durch eine Öl-Dollar-Standard (Andrea Binder, Das Vermächtnis des Dollar-Öl-Standards“, in A. Sahr (Hrsg.), Geldpolitik im Umbruch, Bonn 2024, S.171-193). Künftig nehmen den Platz des Öls vielleicht „erneuerbare“ Energien oder seltene Erden ein. Theoretisch mag das widerspruchsfrei möglich sei, aber wie das praktisch-technisch funktionieren soll, ist mir nicht klar.

Beste Grüße, Klaus Müller

Text 5: Bemerkungen zur Geldware Gold und zum „Repräsentativgeld“ von Guenther Sandleben

24. Januar 2026

Lieber Klaus

Danke für deine Zustimmung, die Texte zu veröffentlichen.

Du verweist in deinen Anmerkungen auf die Auffassung, die Geldware Gold könnte ersetzt worden sein durch andere Geldwaren, z. B. durch das Erdöl, oder demnächst durch seltene Erden.

Von solchen Ideen halte ich nicht viel. Dass Gold zur Geldware geworden ist, hat die Warenwelt selbst "entschieden" und nicht etwa der Staat. Wie ich deinen historischen Überlegungen entnommen habe, eignet sich das Gold aus verschiedenen Gründen (Homogenität, hoher Wert bei kleinem Volumen, beliebige Teilbarkeit und Zusammensetzbarkeit etc.) besonders gut, als Geldware zu fungieren.

So macht der ökonomische Prozess der Geldwerdung das Gold zur Geldware, worin sich die Werte der Waren darstellen. Meines Erachtens sind es die Gesetze der Warennatur, nicht aber juristische Gesetze des Staates, die dem Gold seinen Geldcharakter geben. Weder die Einführung des Goldstandards noch die allgemeine Suspendierung der Goldeinlösungspflicht ändern etwas an diesem ökonomischen Prozess der Geldbildung.

Sehr provokativ ausgedrückt: Jene Autoren die meinen, mit dem Ende von Bretton Woods wäre nicht nur die Goldeinlösungspflicht, sondern zugleich auch das Gold als Geldware beseitigt worden, machen Geld zu einer juristischen Konstruktion des Staates.

Die Notenbanken halten nicht Öl, sondern Gold, und sie selbst bezeichnen Gold als "Devisenreserve". Gelegentlich zirkulieren noch Goldmünzen, mit der Eigenschaft der unmittelbaren Austauschbarkeit gegen Waren. Generell betrachten besitzen die Zentralbanknoten die Eigenschaft der unmittelbaren Austauschbarkeit gegen Waren, so dass sie als Geld (Stellvertreter der Geldware) betrachtet werden sollten im Unterschied zum Wechsel, der - wie Du m.E. sehr präzise schreibst - „das ‚richtige Geld‘ fordert“.

Den Unterschied von Wechsel (Kreditgeld) und Banknoten habe ich in meiner letzten Email (siehe unten) besonders angesprochen und möglicherweise habe ich mich etwas unklar ausgedrückt. Vor allem die Bezeichnung "Repräsentativgeld" für beide Geldarten (hinzu kommen noch „geldnahe Kredite“) liegt mir quer im Magen, weil darin das spezifische Verhältnis der Banknote zur Geldware verwischt ist, ebenso das spezifische Verhältnis des Kreditgelds zur Banknote, dem Staatspapiergeld mit Zwangskurs. Dem Kreditgeld liegt ein Kreditverhältnis zugrunde, es entspringt aus der Funktion des Geldes als Zahlungsmittel, während die heutige Banknote im Sinne des Staatspapiergelds mit Zwangskurs aus der Funktion des Geldes als Zirkulationsmittel, der "metallischen Zirkulation" wie Marx schreibt (MEW 23, S. 141), entspringt.

Eine Passage aus deiner letzten Email habe ich gar nicht (deshalb kursiv) verstanden:

Zum „symbolischen Geld“ gehört auch der Wechsel. Er ist ein Zahlungsverprechen (aus der Sicht des Schuldners) bzw. eine Zahlungsforderung (Zahlungsanspruch) aus der Sicht des Gläubigers (Verkäufers). Deshalb ist der Wechsel immer nur Zirkulationsmittel, niemals Zahlungsmittel. (Ich weiß, an einer Stelle nennt Marx den Wechsel Zahlungsmittel (MEW 25: 413), gemeint ist hier der umlaufende Wechsel, der von seinem Inhaber weitergegeben, also noch nicht eingelöst wird. Die Bezeichnung Zirkulationsmittel wäre aber auch hier zutreffender (Kehrt der Wechsel nämlich zu Protest zurück, kann auch der, der glaubte mit dem Wechsel endgültig gezahlt zu haben, noch in die Zahlungspflicht genommen werden). Denn Geld als Zahlungsmittel (egal ob einst die Geldware oder seit langem Papiergeld mit Annahmewang) schließt den Prozess ab. ...Zirkulationsmittel ist das Versprechen der Zahlung, und das Versprechen ist z.B. der Wechsel!"

Nicht nur auf Seite 413 (MEW 25) spricht Marx vom Wechsel als Zahlungsmittel, sondern auch an anderen Stellen: "Schuldtitel, Wechsel etc., werden Zahlungsmittel für den Gläubiger" (MEW 25, S. 382) Oder Seite 496 (MEW 25): "Soweit Wechsel unter den Kaufleuten selbst wieder als Zahlungsmittel zirkulieren...". Oder MEW 23, S. 153f: Der Wechsel zirkuliert "zur Übertragung von Schuldforderungen" (steht als der Ware nicht als Zirkulationsmittel gegenüber). Das Kreditwesen dehnt sich aus, wie Marx weiter schreibt, "so die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel. Als solches erhält es eigne Existenzformen, worin es die Sphäre der großen Handelstransaktionen behaust".

Möglicherweise verhält es sich gerade umgekehrt:

Der Wechsel ist immer nur Zahlungsmittel, niemals Zirkulationsmittel, während die Zentralbanknote beides sein kann, und seiner Entstehung dem Geld als Zirkulationsmittel verdankt. "Es erwächst unmittelbar aus der metallischen Zirkulation heraus".

Meine Bitte: Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du diese These überprüfen könntest.

Ich wünsche Dir ein angenehmes Wochenende und würde mich sehr freuen, wenn wir in der Diskussion bleiben, um offen gebliebene Probleme der Kritik der politischen Ökonomie zu klären und vielleicht auch, um unser Geldrätsel zu lösen.

Beste Grüße

Günther

Text 6: Der Wechsel – Zirkulationsmittel oder Zahlungsmittel? von Klaus Müller

26. Januar 2026

Lieber Günther,

anbei ein weiterer Versuch, Dir meine Auffassung zu erklären. Ich bin nicht froh darüber, dem Wechsel zuzutrauen, die Zahlungsmittelfunktion des Geldes wahrnehmen zu können. Aber Marx macht das für eine besondere Situation und da wir nicht mit ihm streiten können, kann man den Satz, der Wechsel ist Zirkulationsmittel und kann auch Zahlungsmittel sein, akzeptieren. Dass der Wechsel ausschließlich Zahlungsmittel sei, halte ich für falsch. Papiergeld kann selbstverständlich beides sein. Beste Grüße Klaus

Der Wechsel – Zirkulationsmittel oder Zahlungsmittel?

Du bittest mich, meinen Standpunkt zur Frage zu überprüfen. (Wechsel ist Zirkulationsmittel, Du dagegen: Wechsel ist immer Zahlungsmittel, niemals Zirkulationsmittel)

Annahme: Verkäufer A verkauft dem Käufer B eine Ware. B bezahlt nicht, stellt nur ein Zahlungsverprechen in Form des Wechsels aus oder akzeptiert den vom Verkäufer auf ihn gezogenen, was auf das Gleiche hinausläuft. Der Wechsel bewirkt, dass der Verkäufer A die Ware an B übergibt. Der Wechsel hat den Verkauf vermittelt. Er und nicht das „harte“ Geld ist Zirkulationsmittel (Synonym: Tausch- oder Kaufmittel). Bei dieser Transaktion, sagt Marx, funktioniert das (wirkliche) Geld als ideelles, (d.h. als vorgestelltes) Wertmaß in der Preisbestimmung der verkauften Ware. Der Preis misst die Obligation des Käufers, d.h. die Geldsumme, die er zu einem festgesetzten Termin dem Verkäufer zahlen muss, der durch die Akzeptanz des Zahlungsverprechen zum Gläubiger geworden ist. Ferner sagt Marx, dass das wirkliche Geld hier auch als ideelles Kaufmittel funktioniert. Man stellt es sich nur vor, es muss körperlich nicht da sein, es wird durch den Wechsel vertreten. Obgleich das Kaufmittel nur im Geldversprechen des Käufers existiert (der dadurch zum Schuldner wird), „bewirkt es den Händewechsel der Ware. Erst am fälligen Zahlungstermin tritt das Zahlungsmittel in die Zirkulation, d.h. geht aus der Hand des Käufers in die des Verkäufers über. ... das Zahlungsmittel tritt in die Zirkulation hinein, aber nachdem die Ware bereits aus ihr ausgetreten ist. Das Geld vermittelt nicht mehr den Prozess. Es schließt ihn selbständig ab.“ (MEW 23: 150)

Eindeutig: der Wechsel vermittelt Kauf und Verkauf der Ware, er ist Zirkulationsmittel. Das „richtige“ Geld tritt am Verfalltag des Wechsels (z. B. nach drei Monaten) als Zahlungsmittel auf, indem der Schuldner mit ihm den Wechsel, sein Zahlungsverprechen, einlöst.

Bei den von Dir hervorgehobenen Stellen, wo Marx sagt, dass der Wechsel auch Zahlungsmittel sein kann, geht es um weitere Verwendungsmöglichkeiten des Wechsels.

Ich spinne das obige Beispiel weiter. Verkäufer A, der vom Käufer B einen Wechsel erhalten hat, muss den Wechsel nicht bis zum Verfalltag in seinen Händen halten. Er kann ihn verwenden, um eigene Zahlungsverpflichtungen gegenüber einem Dritten zu begleichen. Dieser Dritte (Tauschpartner C) muss einwilligen, er ist nicht verpflichtet den Wechsel an Zahlungsstatt zu akzeptieren. Er wird umso eher einwilligen, je sicherer er ist, dass die Schuldforderung vom Erstschuldner einge-

löst werden wird. Das ist das Entscheidende: Hinter dem Wechsel (der Schuldforderung) lauert immer das „richtige“ Geld)! Die Schuldforderung kann bis zum Verfalltag des Wechsels mehrmals weitergegeben werden, viele Hände durchlaufen. C bezahlt mit dem Wechsel seine Schuld an D, D an E, E an F. usw. Der Wechsel läuft um. Es sieht so aus, als bezahle der Käufer (Schuldner) seine Schulden mit Wechsel. Marx spricht an diesen Stellen tatsächlich vom Wechsel als Zahlungsmittel, verstehe auch weshalb, halte dennoch die Begriffswahl für unglücklich, suboptimal. Zwar sieht es aus, als löse sich der Wechsel an seinen Gläubiger Weiterreichende von seiner Schuld, doch das ist nicht per se endgültig, auch wenn es in den meisten Fällen so sein mag. Ob die Auflösung der Schuld endgültig ist, hängt davon ab, ob der Wechsel am Ende seiner Laufzeit eingelöst werden kann. Und das kann eben misslingen! Am Ende wird der letzte Wechselinhaber den Wechsel dem Erstschuldner B vorlegen. Ist der insolvent und kann den Wechsel nicht einlösen, geht der Wechsel zu Protest die Kette der gegenseitigen Schuldverpflichtungen zurück. Jeder der den Wechsel zur Begleichung eigener Schulden benutzt hatte, indem er ihn weitergab, hat sich durch Indossament (Unterschrift auf der Rückseite des Wechsels) bereiterklärt zu haften, sollte der eigentliche Schuldner ausfallen. Je länger die Kette der Indossanten, je höher die Zahl der Haftenden, umso sicherer ist ein Wechsel. Es sieht demnach nur so aus, als würden die Tauschpartner tatsächlich mit dem Wechsel ihre Verpflichtungen einlösen. Das fragile, latente Zusammenbrechbare ist erst überstanden, wenn der Wechsel vom Erstschuldner gegen „richtiges“ Geld entgegengenommen wird. Und dieses „richtige“ – jegliche Schuld auflösende – Geld ist Zahlungsmittel. Wir können uns drehen und wenden, wie wir wollen: Der Wechsel (Kreditgeld) ist eine Schuldforderung und seine Funktion hängt davon ab, ob die Schuldforderung eingelöst werden kann. Wirkliches Geld wird außerdem entbehrlich, wenn sich wechselseitige Schuldforderungen ausgleichen. Marx stellt das Procedere dar in MEW 25: 496 f

(Übrigens: Konvertible Banknoten sind ihrem Wesen nach auch Wechsel (Bankwechsel), Zahlungsverprechen der Bank. Von den gewöhnlichen Wechseln unterscheiden sie sich durch eine unbegrenzte Laufzeit, eine Stückelung in runden Beträgen und eine relativ sichere Einlösbarkeit.)

Also meine etwas korrigierte Auffassung: der Wechsel ist dem Wesen nach zunächst Zirkulationsmittel. Er kann aber auch Zahlungsmittel sein, dies dann, wenn sich gegenseitige Wechselverbindlichkeiten ausgleichen (und daher kein Geld als Zahlungsmittel gebraucht wird). Wenn dagegen Wechsel an Zahlungsstatt vom Schuldner an den Gläubiger weitergereicht werden, spricht Marx (leider) auch vom Zahlungsmittel Wechsel, hätte aber nur Recht, wenn der Wechsel am Ende seiner Laufzeit gegen Geld eingelöst wird. Rein logisch entstünde da aber die Frage, weshalb ein „Zahlungsmittel“ (Wechsel) gegen ein anderes Zahlungsmittel („richtiges“ Geld) getauscht werden sollte.

Am Ende steht immer das harte, das eigentliche Geld (selbst dann, wenn sich erweisen würde, dass es nicht gebraucht wird. Deine Aussage, Günther, Wechsel seien immer nur Zahlungsmittel und niemals Zirkulationsmittel ist aber nicht zutreffend.

Zur Geldware Gold:

Hier decken sich unsere Auffassungen weitgehend (siehe „Steile Pfade, S. 270 ff). Ich hatte schon im Meinungsstreit unter DDR-Ökonomen die Auffassung vertreten, es sprächen mehr Argumente

dafür, dass Gold die Geldware geblieben sei als dagegen. Wurde daher damals als „Gold-Müller“ tituliert und belächelt. Solltest Du Dich für die lange zurückliegenden wissenschaftlichen Auseinandersetzungen interessieren, lies bitte, sofern das möglich ist, K. Müller, Geld. Von den Anfängen bis heute, Freiburg 2015, S. 230 – 238)

Repräsentativgeld:

Man muss zwei Ebenen unterscheiden. Die erste, zugleich die Kernfrage betreffend, ist, ob die inkonvertiblen Banknoten, ihrem Wesen nach Staatspapiergeld mit Annahmezwang (also kein Kreditgeld), noch eine Geldware repräsentieren. Ich neige zu einem Ja. Genau weiß ich es nicht. Für die traditionelle Lesart war und bin ich nicht deshalb, weil mich alle Argumente dafür restlos überzeugten, sondern weil mich die Argumente derjenigen, die meinen, Gold sei keine Geldware mehr, noch weniger überzeugen.

Die zweite Ebene betrifft die Geldstellvertreter in Form des Kreditgelds. Hier eindeutig: Alles, was etwas anderes vertritt, repräsentiert es damit zugleich. Der Wechsel, der inkonvertible Banknoten, das gesetzliche Zahlungsmittel vertritt, ist dessen Repräsentant.

Es wird Zeit, dass das Geld abgeschafft wird!

Beste Grüße, Klaus

Text 7: Kontroverse zum Unterschied von Geld und Kredit von Guenther Sandleben

6. Februar 2026

Lieber Klaus

Danke für deine Kommentare, die mir geholfen haben, meine eigene Meinung zu Geld als Gold und als Staatspapiergeld mit Zwangskurs zu überprüfen und erneut über Kredit und Kreditgeld nachzudenken. *Einige Resultate findest Du im Anhang, in deinen Text als Kommentar hineingeschrieben.* Du wirst rasch erkennen, dass es Übereinstimmungen, aber auch einige Differenzen gibt. Unterschiedliche Meinungen befördern den Diskussionsprozess, so dass ich keinen Mangel darin sehe. Manchmal mag es auch angemessen sein, die Differenzen erst einmal ruhen zu lassen, um andere Themen anzupacken.

Was mich ärgert ist folgendes: Die Marxsche Geld- und Kredittheorie wird sehr häufig keynesianisch uminterpretiert, nicht nur von Michael Heinrich und Lucas Zeise sondern auch von Stephan Krüger. In seinem Buch Politische Ökonomie des Geldes startet er marxistisch, um dann keynesianisch zu enden. Die Marxschen Kategorien werden keynesianisiert und kommen unter die Räder. Keynes erscheint in gewisser Weise als Krönung der Marxschen Geld- und Kreditauffassung (Ausnahme ist die Bedeutung von Gold als Geld). Solltest Du dich mit Krügers Buch intensiv beschäftigt haben, so lass es mich wissen. (...) Beste Grüße Guenther

(Der nachfolgende Text enthält Passagen aus Text 4 von Klaus Müller. Dort hat Klaus die Bemerkungen von Guenther Sandleben kursiv wiedergegeben und seine eigenen Kommentare in Normal-schrift hinzugefügt. Beide Kommentare sind nachfolgend in schwarzer Schrift hinterlegt. Neu in Text 7 sind die Bemerkungen von Guenther Sandleben, die zur besseren Unterscheidung in Blau geschrieben sind. Gegenstand unserer Diskussion sind die Unterschiede von Geld und Kreditgeld und die Frage, welche Geldfunktionen jeweils ausgeübt werden können.)

Kursiv schwarz: Kommentar von Guenther Sandleben (Text 4)

Einfach schwarz: Antwort von Klaus Müller (Text 4)

In blauer Schrift: Antwort von Guenther Sandleben vom 6.2.2026

G.S.: Der Wechsel ist unbestritten Kreditgeld. Kann er, so meine Problemstellung, die Funktion des Zirkulationsmittels ausüben? Ich bin die Marxschen Texte durchgegangen und habe immer nur gefunden, das der Wechsel, soweit er nicht „absolut als Geld fungiert“ (=durch Ausgleichung von Forderungen ist Geld nicht mehr erforderlich), bis zum Verfall- und Zahlungstag nur die Funktion des Zahlungsmittels erledigen kann.

Meine Frage an dich: Kennst Du einen Hinweis von Marx, dass der Wechsel (oder das Kreditgeld generell) auch als Zirkulationsmittel fungieren kann?

Ich will nur darauf hinaus, dass der Wechsel nicht als Zirkulationsmittel fungieren kann, eben weil er kein Geld ist und deshalb im Unterschied zum Stellvertreter nicht die Geldware vertritt. Es macht also Sinn, wenn Marx vom Kreditgeld sagt, dass es nur die Funktion des Zahlungsmittels, nicht des Zirkulationsmittels ausübt (von der Funktion „absolut als Geld“ zu fungieren ist wiederum abgesehen).

(Klaus Müller) Indem das Geld die Warenzirkulation (Kauf/Verkauf) vermittelt, also in der Bewegung $W - G - W$, ist es Zirkulationsmittel (Synonym: Tausch- bzw. Kaufmittel). (23: 128) Beim Kauf stehen sich Ware und Geld direkt gegenüber. (MEW 13: 115)

(Guenther Sandleben) Soweit stimme ich dir zu

(Klaus Müller) Kauf und Verkauf können durch Geldstellvertreter, z. B. durch Wechsel (Handels- geld) – Marx sagt manchmal Obligationen dazu – vermittelt werden.

(Guenther Sandleben) „Geldstellvertreter“ im Sinne des Vertreters der Geldware Gold. Marx sagt von diesem Stellvertreter, dass er „aus der Funktion des Geldes als Zirkulationsmittel entspringt“ (MEW 23:138) Geld als Zirkulationsmittel ist nur die notwendige Konsequenz der Preisform, denn die Ware muss verkauft werden. Für unsere Diskussion ist der folgende Satz noch interessant: „Der in dem Preise der Waren vorgestellte Gewichtsteil Gold muss ihnen (den Waren) in der Zirkulation als gleichnamiges Goldstück oder Münze gegenübertreten.“ Die Münze, die schließlich zum „Staatspapiergeld mit Zwangskurs“ führt, wächst, wie Marx etwas später sagt, „unmittelbar aus der metallischen Zirkulation heraus“ (S. 141) Dies Papiersymbol, das schließlich durch den Zwangskurs „objektiv gesellschaftliche Gültigkeit“ erhält, habe einen grundlegend anderen Charakter als das Kreditgeld, das nur privat garantiert sei und in der „Funktion des Geldes als Zahlungsmittel seine naturwüchsige Wurzel besitzt“ (141) Das entscheidende Merkmal von Geld besteht darin, dass es „die Form unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit“ besitzt. Die heutigen Banknoten besitzen diese Form. Der Wechsel besitzt diese Form gerade nicht. Er muss erst in Geld verwandelt werden, um diese Form zu erhalten. Deshalb sollte man, wie ich immer noch meine, Wechsel und Banknote nicht in eine Reihe stellen, so als würden sie beide gleichrangig Gold vertreten.

(Klaus Müller) Da Geld in der Zirkulationsmittelfunktion kein Selbstzweck ist, sondern nur den Kauf und Verkauf vermittelt, muss es zwar im Gegensatz zur Wertmaßfunktion reell vorhanden sein, aber es kann durch bloße Symbole oder Zeichen ersetzt werden. Während das „materielle Substrat“ des Geldes in seiner Bestimmung als Wertmaß wesentlich, seine Existenz aber unwesentlich, ja entbehrlich ist, kann das Geld als Gold oder Silber, soweit es nur Mittel des Tauschs ist, durch jedes andere Zeichen, das ein bestimmtes Quantum seiner Einheit ausdrückt, ersetzt werden. „Symbolisches Geld (kann) das reelle ersetzen, weil das materielle Geld als bloßes Tauschmittel selbst symbolisch ist.“ (MEW 42: 142)

(Guenther Sandleben) **Alles teile ich**, bis auf den von mir hervorgehobenen Teil: Das „andere Zeichen“ muss „symbolisches Geld“ sein, also Geld, das sich in der **Form unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit** befindet. Der **privat garantierte Wechsel** erfüllt diese Geldqualität nicht; er muss erst in das „symbolische Geld“ verwandelt werden, um der Ware als Zirkulationsmittel gegenüberzutreten zu können. Es ist nicht der Wechsel, wie Marx schreibt, der als Kaufmittel dient. Es ist das Geld, das als „ideelles Kaufmittel“ (S. 150) funktioniert. „Obgleich es nur im Geldversprechen des Käufers, bewirkt es (das Geld – nicht der Wechsel) den Händewechsel der Ware.“

(Klaus Müller) Zum „symbolischen Geld“ gehört auch der Wechsel. ...

Meines Erachtens ist der Wechsel ein Kreditzeichen, kein Geldzeichen, wie die heutige Banknote, die die Geldware vertritt und ihre Stellvertreterrolle auf dem Gold- und Devisenmarkt beweisen muss.

(Klaus Müller) ...Er ist ein Zahlungsverprechen (aus der Sicht des Schuldners) bzw. eine Zahlungsforderung (Zahlungsanspruch) aus der Sicht des Gläubigers (Verkäufers).

Das teile ich: Deshalb würde ich den Wechsel als Kredittitel bezeichnen, nicht aber als Geld. Wie Du schreibst, stellt er ein Zahlungsverprechen bzw. einen Zahlungsanspruch dar. Diese Formulierung verweist unmissverständlich auf das Kreditverhältnis hin, das der Wechsel beinhaltet.

(Klaus Müller) ...Deshalb ist der Wechsel immer nur Zirkulationsmittel, ...

Meines Erachtens müsste der Wechsel **als Zirkulationsmittel** die Bestimmung der „**unmittelbaren allgemeinen Austauschbarkeit**“ besitzen. Diese Eigenschaft, die nur das Geld charakterisiert, ist gerade **kein Merkmal des privat garantierten Wechsels**. Seine Zirkulation beinhaltet, dass der Besitzer des Wechsels seine Forderung (gegenüber dem Bezogenen des Wechsels) auf einen anderen überträgt, oftmals auf seinen Lieferanten, der, statt Geld zu bekommen, eine Forderung auf Geld erhält.

(Klaus Müller) ...niemals Zahlungsmittel. (Ich weiß, an einer Stelle nennt Marx den Wechsel Zahlungsmittel (MEW 25: 413), gemeint ist hier der umlaufende Wechsel, der von seinem Inhaber weitergegeben, also noch nicht eingelöst wird. Die Bezeichnung Zirkulationsmittel wäre aber auch hier zutreffender.

Warum treffender? Da der Wechsel ein Kreditverhältnis beinhaltet, kann mit der Weitergabe des Wechsels nur das Kreditverhältnis weitergegeben werden: Die Wechselforderung zirkuliert, sie geht vom alten auf den neuen Besitzer des Wechsels über.

(Klaus Müller) ... (Kehrt der Wechsel nämlich zu Protest zurück, kann auch der, der glaubte mit dem Wechsel endgültig gezahlt zu haben, noch in die Zahlungspflicht genommen werden). Denn Geld als Zahlungsmittel (egal ob einst die Geldware oder seit langem Papiergeld mit Annahmewang) schließt den Prozess ab. Es tritt erst bei Einlösung des Wechsels in die Zirkulation.

Das teile ich: Soweit wirkliche Zahlung erforderlich ist, tritt das Geld (Geldware oder Papiergeld mit Annahmewang, wie Du exakt schreibst, also gerade nicht der Wechsel) als Zahlungsmittel nicht als Zirkulationsmittel in die Geldzirkulation und „schließt den Prozess ab“.

(Klaus Müller) Da der Warenübergang aber bereits früher (mit Hilfe des Wechsels) ...

Ja, früher, weil das Geld (=Geldware oder Papiergeld mit Annahmewang, wie Du geschrieben hast) als „ideelles Kaufmittel“ (Marx, S. 150) funktioniert und im Geldversprechen des Käufers den Händewechsel bewirkt. **Also nicht der Wechsel, sondern das Geld, bewirkt den Händewechsel.** Gleiches würde gelten, wenn das Geldversprechen gar nicht in Form eines zirkulationsfähigen Wertpapiers, also Wechsel, sondern in einer bloßen Lieferantenforderung bestehen würde. **Es kommt gerade nicht auf den Wechsel an, sondern allein auf das „ideelle Kaufmittel“, das den**

Händewechsel bewirkt. Deshalb ist vom Kreditgeld an dieser Stelle (S. 150) noch gar nicht die Rede. **Nur das Geldversprechen ist wichtig, gleichgültig ob es zirkulationsfähig ist oder auch nicht.**

(Klaus Müller) ...erfolgte, tritt bei Einlösung das Geld nicht als Zirkulationsmittel, sondern eben als Zahlungsmittel auf. Eindeutig dazu: MEW 23: 150 oder „Die Entwicklung des Geldes als Zahlungsmittel ernötigt Geldakkumulationen für die Verfalltermine der geschuldeten Summen.“ (MEW 23: 156), siehe auch MEW 13: 122)

Das teile ich

G.S.: Ins Grübeln bin ich auch deshalb geraten, weil Du zu meinen scheinst, dass der Wechsel auch als Zirkulationsmittel dienen kann. Mich überrascht diese Zuordnung umso mehr, als Du darauf hinweist, dass beim Verkauf gegen Wechsel (Kreditkauf) die Zentralbanknote zugleich als ideelles Kaufmittel fungieren würde. Könnte der Wechsel die Kaufmittel- das heißt die Zirkulationsmittel-funktion selbst wahrnehmen, dann bräuchte er dies „ideelle Kaufmittel“ gar nicht.

(Klaus Müller) Nein, bräuchte er doch. Der Wechsel wird ausgestellt über, sagen wir, 100 Euro – die Zentralbanknote. Die 100 Euro sind ideelles Geld, ideelles Kaufmittel.

(Guenther Sandleben) Geld funktioniert als ideelles Kaufmittel, wie oben schon gesagt, auch dann, **wenn die Obligation nicht verbrieft wird.** Diese Geldfunktion hat m. E. mit dem Wechsel nichts zu tun. Was Du nur sagst: Das Geld (nicht der Wechsel) funktioniert als – wie Marx es ausdrückte – „**erstens** als Wertmaß in der Preisbestimmung der verkauften Ware. Ihr kontraktlich festgesetzter Preis mißt die Obligation des Käufers, d.h. die Geldsumme, die er an bestimmtem Zeitermin schuldet“. (S. 150) Die von dir genannten 100 Euro wirken gerade nicht als ideelles Kaufmittel. Das kommt erst später: Geld funktioniert **zweitens**, schreibt Marx weiter, „als ideelles Kaufmittel“. Erst in dieser Funktion, als Geldversprechen, bewirkt es den Händewechsel. Die 100 Euro, die auf dem Wechsel stehen, spiegeln lediglich die Preisbestimmung der verkauften Ware wider. Erst wenn der Käufer das Geldversprechen tatsächlich abgibt, ob als bloße nicht übertragbare Verbindlichkeit in seiner Bilanz oder in Form des zirkulationsfähigen, von ihm akzeptierten Wechsels, bewirkt sein Geld als bloß ideelles Kaufmittel (ideell, weil er die Ware erst später bezahlt, würde er sie sofort bezahlen, wirkte sein Geld als tatsächliches Kaufmittel) den Händewechsel der Ware.

(Klaus Müller) Man muss den Betrag kennen – den Preis – um den Wechsel ausstellen zu können, ...

dieser Prozess gehört zu **erstens**: Geld funktioniert als Wertmaß in der Preisbestimmung und misst die Höhe der Verbindlichkeit des Käufers. Ideelles Kaufmittel erst dann, wenn der Käufer sein Geld als ideelles Kaufmittel einsetzt, d. h. das Geldversprechen tatsächlich abgibt, also den Wechsel wirklich akzeptiert.

(Klaus Müller) ... die 100 Euro braucht man aber in diesem Moment nicht wirklich, daher eben nur ideell, vorgestellt.

Marx: „Im großen und ganzen fungiert das Geld hier nur als Zahlungsmittel, d.h. die Ware wird verkauft nicht gegen Geld, sondern gegen ein schriftliches Versprechen der Zahlung an einem bestimmten Termin.“

Das teile ich.

(Klaus Müller) Eindeutig: Zirkulationsmittel ist das Versprechen der Zahlung, und das Versprechen ist z.B. der Wechsel! Genauso Marx: „Diese Zahlungsversprechen können wir der Kürze halber sämtlich unter der allgemeinen Kategorie von Wechseln zusammenfassen. ... sie bilden das eigentliche Handelsgeld. Soweit sie schließlich durch Ausgleichung von Forderung und Schuld sich aufheben, fungieren sie absolut als Geld, indem dann keine schließliche Verwandlung in Geld stattfindet. Wie diese wechselseitigen Vorschüsse der Produzenten und Kaufleute untereinander die eigentliche Grundlage des Kredits bilden, so bildet deren Zirkulationsinstrument, der Wechsel, die Basis des eigentlichen Kreditgelds, der Banknoten usw.“ (MEW 25: 413) Wechsel ist Zirkulationsinstrument!

Zirkulationsinstrument deshalb, weil durch Weitergabe des Wechsels, d. h. durch Weitergabe einer Forderung, eigene Verbindlichkeiten ausgeglichen werden. Platzt der Wechsel, dann ist bare Zahlung erforderlich, wie Du oben schreibst. Geld muss als Zahlungsmittel in die Zirkulation treten.

G.S.: ... würde deshalb das „Giralgeld“, dem Du auch den Namen „Buchkredit“ geben würdest, klar und deutlich vom „richtigen Geld“ unterscheiden. Banküberweisungen, die heutzutage als „Giralgeld“ bezeichnet werden, sind bloße Kredittransaktionen, die Zahlungen vermitteln, während bei der „Barzahlung“ etwa für den Kauf von Waren das „richtige Geld“, Zentralbanknoten oder Münzen, als Zirkulationsmittel der Ware gegenüberreten.

Ja und nein.

Giralgeld ist kein „richtiges“ Geld, worunter ich das Geld verstehe, dass Forderungen und Verbindlichkeiten vollständig auflöst.

Sehr richtig

(Klaus Müller) ... Aber es ist eine Kreditgeldart, eine Geldart also, die Forderungen und Verbindlichkeiten (bzw. Gläubiger-Schuldner-Verhältnisse) dokumentiert bzw. ausdrückt, daher als Anspruch auf „letztes“ Geld fungiert und als Zahlungsanspruch (bzw. Zahlungsverbindlichkeit, je nach dem) die Zirkulationsmittelfunktion des Geldes wahrnimmt. (Überweisungen vom Girokonto, auch Last- und Scheckverfahren, sind Verfahren, das Giralgeld zu nutzen, aber nicht das Giralgeld selbst.

Ich hatte Dir zugestimmt, dass man beim Giralgeld auch von Buchkrediten sprechen kann. Das ist zu ergänzen und ein wenig zu relativieren: Auf das Girokonto können auch Bargeldbeträge eingezahlt worden sein. Was aber auf jeden Fall dort gebucht wird, sind die Lohn- und Gehaltszahlungen.

Sehr richtig. Auch die Unternehmer setzen Buchkredite ein, um durch Überweisung ihren Zahlungsverpflichtungen nachzukommen.

(Klaus Müller) Auf den Girokonten befinden sich nicht nur Kredite! Es sei denn Kredite der Kontoinhaber an die Bank.

Das verstehe ich nicht. Meinst Du, dass die Bank einen Überziehungskredit eingeräumt hat, der dann die Bank zum Gläubiger macht, sobald das Girokonto überzogen wird (im Kontoauszug „S“ statt „H“). Aber selbst in diesem Fall bestände ein Kreditverhältnis, nur umgekehrt.

(Klaus Müller) Es zeigt sich also: Giralgeld oder Buchgeld ist eine Art Kreditgeld, wobei Kreditgeld Forderung auf „richtiges“ Geld (heute Zentralbankbargeld) darstellt. Nur das Zentralbankbargeld ist Geld, das Forderungen/Verbindlichkeiten endgültig auflöst. Wenn aber die Überweisung vom Girokonto, ergo die Benutzung von Giralgeld, die Warentransaktion ermöglichte, dann ist **dieses Zentralbankgeld** nur ideelles Kaufmittel, kein tatsächlich benötigtes Zirkulationsmittel.

Das teile ich. Vor allem sehr gut der Unterschied von Geld (Zentralbankgeld), das als „ideelles Kaufmittel“ funktioniert. Das Kreditgeld übt diese Funktion also gerade nicht aus. Nur sehe ich diese klare These in einem gewissen Widerspruch zu deinen vorherigen Aussagen, wo beispielsweise der Wechsel als „ideelles Kaufmittel“ fungieren soll und in eine Reihe gestellt wird mit dem Zentralbankgeld.

(Klaus Müller) Es ist Zahlungsmittel.

G.S.: Bitte kläre mich auf, ob ich Textstellen übersehen habe. Brennend interessiert mich, inwieweit Du die Anschauung vom Repräsentativgeld übernommen hast und ich würde mich besonders freuen, wenn Du an einer Kritik daran arbeiten würdest. Ich selbst habe mir schon viele Gedanken gemacht, die ich irgendwann zu Papier bringen möchte.

(Klaus Müller) Tendierte tatsächlich dazu, schon seit DDR-Zeiten, ohne es genau zu wissen und apodiktisch behaupten zu wollen, dass das gesetzliche Zahlungsmittel (Papiergeld mit Annahmezwang) die Geldware repräsentiert.

Das sehe ich ebenso. Die Marxsche Argumentation hat mich in diesem Punkt überzeugt.

(Klaus Müller) Das sage ich auch immer wieder (z. B. in „Das Geld“ 2022: 57) Die langfristige Goldpreisentwicklung widerspiegelt tendenziell die Änderung des Repräsentationsverhältnisses.

Bin ganz deiner Meinung.

Ob Gold noch die Geldware ist, darüber haben wir uns schon in der DDR gestritten, empirisch spricht ja das meiste dagegen. Unstrittig ist wohl nur die Bedeutung des Goldes als Wertaufbewahrungsmittel. (Zentralbankbestände in Gold!)

Es gibt auch die Auffassung, dass die Geldware Gold ersetzt worden sei durch andere Geldwaren, z. B. durch das Erdöl – der Gold-Dollar-Standard sei Anfang der 70er Jahre abgelöst worden durch einen Öl-Dollar-Standard (Andrea Binder, Das Vermächtnis des Dollar-Öl-Standards“, in A. Sahr (Hrsg.), Geldpolitik im Umbruch, Bonn 2024, S.171-193). Künftig nehmen den Platz des Öls vielleicht „erneuerbare“ Energien oder seltene Erden ein. Theoretisch mag das widerspruchsfrei möglich sein, aber wie das praktisch-technisch funktionieren soll, ist mir nicht klar.

(Guenther Sandleben) Marx argumentiert, dass die Waren ihre Werte in einer einzigen Ware und einheitlich in derselben Ware darstellen und dass aus guten Gründen Gold diese Ware wurde. Es ist das Werk der Waren selbst, die diesen Prozess hinter dem Rücken der Warenbesitzer erzwin-

gen. Gold als Geldware ist das notwendige Produkt des Austauschprozesses. Es ist das Werk des Warenverkehrs, der Gold zur Geldware gemacht hat. Weder die Warenbesitzer noch gesellschaftliche Institutionen können daran etwas ändern. Das Gold ist die etwas versteckte Geldware, gemacht vom Austauschprozess, nicht vom Staat. Erst auf dem Gold als Maß der Werte bauen die staatlichen Geldverfassungen auf. Und die nationalen Zentralbanknoten vertreten inzwischen annähernd vollständig die Geldware in der Funktion als Zirkulationsmittel.

Auf den Gold- und Devisenmärkte müssen sich die nationalen Banknoten, die in ihrem Verhältnis zueinander als Währung zu bezeichnen sind, als Stellvertreter des Goldes bewähren.

Was steht hinter der Gleichung von meinerseits 1 Euro=1,18 US-\$? Was wird gleichgesetzt? Doch nicht die Größen der Banknoten oder deren Papierart. Gleichgesetzt werden die Goldmengen, die jeweils beide Währungen repräsentieren. Würden 1,18 US-\$ mehr Gold repräsentieren als 1 Euro, würde sofort (Arbitrage-Geschäfte) der Euro abwerten, so dass die Goldparität wieder erreicht wird.

Hier bricht unsere Diskussion ab....

Berlin, 2026